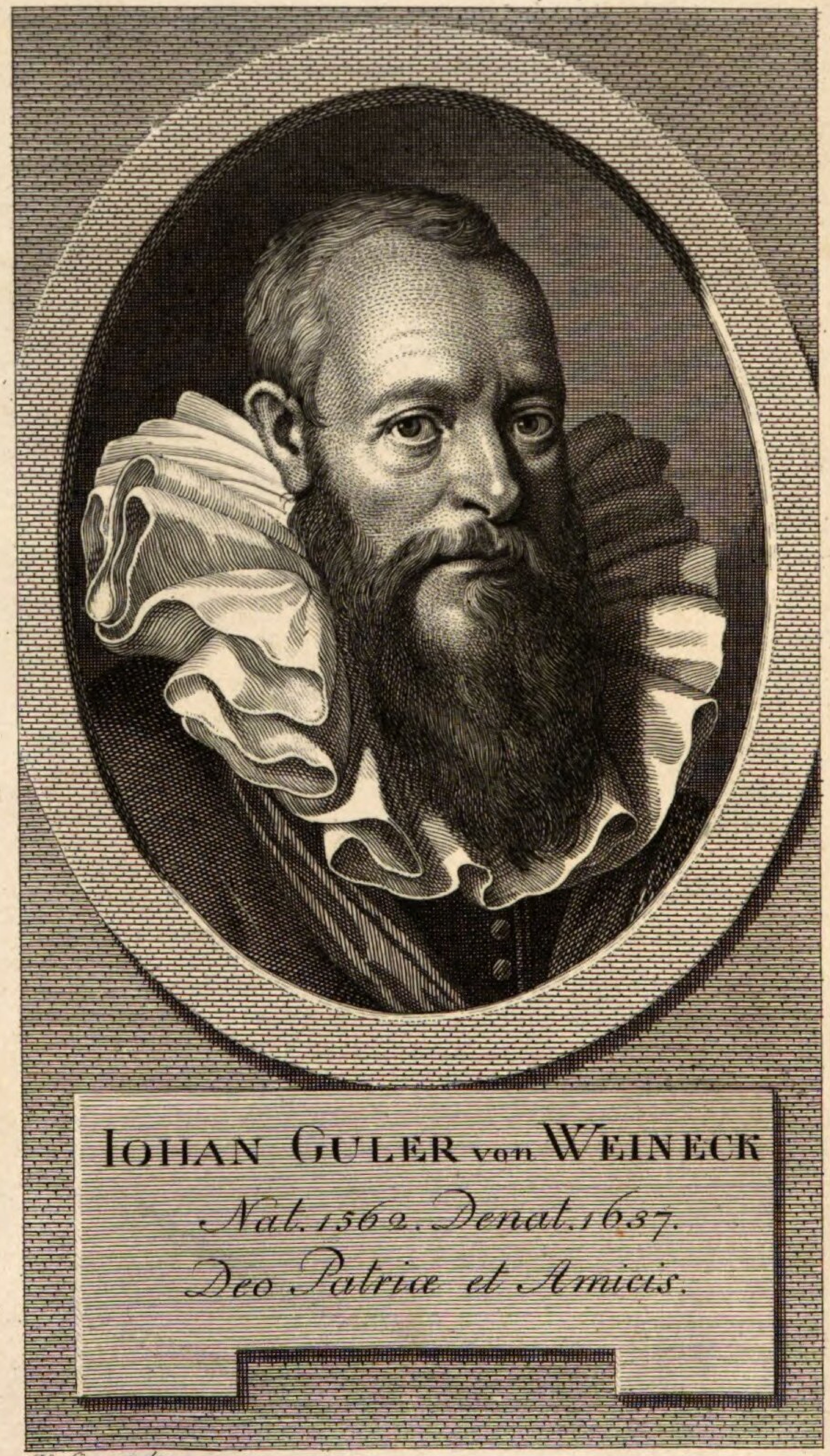
Helv. 822 Zschokke

Philo 117.



IOHAN GULER von WEINECK

Nat. 1562. Denat. 1637.

Deo Patriæ et Amicis.

K. Lips sculp.

Die

drey ewigen Bünde

im hohen Rhätien.

Historische Skizze

von

Heinrich Zschokke,

Doctor der Philosophie, Miteigenthümer des Seminariums zu Reichenau in Graubünden, Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften und Künste zu Frankfurt an der Oder.

R

Erster Theil.

Zürich,
bey Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1798.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Allen Bündnern.

Nehmet von der Hand des Fremdlings, o Bündner! diese Blätter auf, in welchen mit leichten Umrissen die Geschichte Eures Vaterlandes gezeichnet ist; nehmet sie auf, nicht als ein vollendetes Werk, sondern als einen Entwurf, der freylich nur zu tief unter dem Ideale blieb, welches mir vorschwebte. Die ihm anhaftenden Mängel finden ihre Entschuldigung in dem geringen Maas meiner Kraft und meiner Zeit.

Die Thaten Eurer Väter sind des kräftigen Griffels eines würdigern Geschichtschreibers werth — die kalten Umrisse, welche ich lieferte, mögen für den Unterricht Eurer Söhne dienen, welche Ihr

uns anvertrautet, und für deren bequemeres Studium ich zunächst schrieb.

Nehmet diese Blätter von der Hand eines Fremdlings, als seinen Beweis, wie sehr er das freye Volk dieser Gebirge ehrt, in welchem der großen Väter großer Geist noch unerloschen fortwaltet — das Volk, in welchem die Reinheit der Sitten mehr, als die Kraft der vorhandnen Gesetze, wirkt und gilt — das Volk, dessen ewiger Bund mit wunderbarer Gewalt zweymal Hunderttausend Seelen zusammengefesselt, umsonst durch die Felsenmauern der höchsten Alpen, umsonst durch das seltenste Gemisch der Sprachen und mannigfaltiger Regierungsformen von einander geschieden — das Volk, welches in sich die von einander abgesondertsten Grade der Cultur verbindet; der Vorwelt einfaches Hirtenleben noch unverändert aufbewahrt,

und Staatsmänner, Dichter und Helden des ersten Ranges gebiert.

Vielleicht, o ihr freyen Bündner! ist nach Eurer hundertjährigen Ruhe die Zeit der Thaten wieder nah'! — Leise Ahndungen verkünden es uns; schon wälzen sich die Wirbelstürme, welche Europens Gestalt umzuwandeln drohn, an Euern Gebirgen hinan! — Dann erhebt Euch in Eurer Kraft; werft einen forschenden Blick auf die Geschichte Eurer Vorwelt, und laßt Einmüthigkeit herrschen an der Stätte des Partheygeistes — kaltblütige Gerechtigkeit an der Stelle des regellosen Volkszorns — strenge Ordnung anstatt der Sorglosigkeit der Friedenstage — Freymüthigkeit, unbestechliche Vaterlandsliebe, unerschütterliche Treue statt der erschlaffenden, auflösenden Gleichgültigkeit. Der Geist Eures camogaskischen Ada-

mo, Eurer F o n t a n a's, S p r e c h e r, G u l e r, T r a v e r s e, H a r t m a n n i s und S a l i s schwebe Euch vor! — Der Arm der göttlichen Vorsehung schirme Euch!

Z.

Vorbericht.

Wie nothwendig die Kenntniß der Geschichte des Vaterlandes einem Republikaner sey, besonders dem, der einst unmittelbaren Theil an der Regierung desselben nimmt, darf hier nicht erst bewiesen werden. Der rechtliche Staatsmann ist von jener Nothwendigkeit überzeugt; jeder andre, welcher die Politik wie sein Handwerk treibt, und, indem er ans Ruder tritt, nicht sich dem Staate, sondern den Staat sich weiht, kann nicht überzeugt werden. — Ich will hier nur Weniges über die Veranlaßung und den Zweck dieses Werkes sagen.

Es war mein Wunsch, daß den jungen Bündnern, welche an unserm Seminar

studieren, die Geschichte ihres Vaterlandes vorgetragen würde. Ich mußte mich zuletzt bequemen, die Vorlesungen dieser Art selbst zu übernehmen. Es fehlte gänzlich an einem Leitfaden; ich war gezwungen ihn selbst auszuarbeiten.

Aller Güte ungeachtet, mit welcher ich von sehr verdienstvollen Männern Bündens in meiner Arbeit unterstützt wurde, sah ich mich doch, bey jedem Fortschritt in der Geschichte dieses eben so merkwürdigen als unbekannten Landes, von einer Menge unauflöslicher Verworrenheiten umwickelt. Ich schrieb dieses Werk als ein zusammenhängendes Resultat meiner Bemühungen; ich versuchte es, eine kurze, treue, lichtvolle Darstellung der Geschichte Rhätiens, eine leichte Uebersicht des Ganzen zu liefern.

Ein dreyfacher Zweck schwebte mir bey dem Versuche vor. — Ich wollte meinen

jungen Zuhörern das Studium ihrer Vaterlandsgeschichte erleichtern, ihnen ein Handbuch zum Nachlesen geben, um sich, wenn sie meiner Vorlesungen entlassen sind, an den Innhalt derselben desto sichrer zu erinnern; ich wollte allen Bürgern des freyen Bündnerlandes, denen es bisher durchaus an einer wohlgeordneten Geschichte ihrer vaterländischen Vorwelt mangelte, im historischen Zusammenhange die Schicksale und Thaten ihrer Väter aufstellen, um in denselben die Quellen des Heils und des Uebels ihrer Republik zu erforschen; wollte den Ausländern Neigung einflößen, mit einem Lande nähere Bekanntschaft zu eröffnen, welches eben so sehr durch seine erhabnen Naturwerke und Seltenheiten, als durch seine Bewohner und deren Verfassung, Sprachen und Sitten, die Aufmerksamkeit philosophischer Forscher verdient.

Wie weit es mir nun gelang, diese Absichten zu erreichen, und jene Hindernisse zu bekämpfen, mag die Zukunft entscheiden.

Um das Buch nicht allzusehr anzuschwellen, unterließ ich die Citation meiner Quellen, welche ohnedem für den größern Theil meiner Leser ohne Nutzen gewesen seyn würde. Doch, wenn es allgemein gefodert werden sollte, bin ich erbötig, die Citaten nebst manchen ungedruckten Urkunden in einem besondern Hefte zu liefern. Daß ich aber mit der mir möglichsten Vorsicht schöpfte, daß ich mit strenger Treue schrieb, daß ich nie wissentlich gegen das Gesetz der reinen Partheylosigkeit sündigte, darf ich mit freyem Muthe versichern.

In einer zweyten Ausgabe dieses Buchs hoff' ich noch manche, mir bis dahin gegebne Winke benutzen, und etwas Großes, Vollständiges liefern zu können, besonders,

wenn ich durch die historischen Schätze, welche noch in manchen alten Familienarchiven rhätischer Edeln verborgen ruhn, ausgerüstet werde.

Mit Fleiß behandelt' ich die Geschichte Rhätiens in den beyden erstern Perioden kürzer, als in den beyden letztern. Seit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, seit dem Ursprunge der ewigen Bünde, ist der ganze Staat neugestaltet, und sein Schicksal für die gegenwärtige Welt wichtiger geworden. Die Geschichten der neuesten Zeiten ließ ich unberührt; sie gehören einer Feder des künftigen Jahrhunderts an.

Dem Plane dieses Werks und seinen Absichten gemäß erwarte nun keiner meiner bündnerschen Leser mehr, als ein Gemälde seiner väterländischen Vorwelt, in einzelnen, großen Zügen; man verspreche sich hier nicht die Geschichte einzelner Ge-

meinden und Hochgerichte, nicht die Register aller churischen Bischöfe, oder der Aebte, oder der Staatshäupter, Bürgermeister, Podestats u. s. w. Man zürne dem Geschichtschreiber nicht, wenn er über manche besondre Vorfälle stillschweigend hingieng, welche ohne Einfluß auf das Ganze blieben, und nichts zur Charakteristik des Zeitalters gaben; wenn er eine Menge kleiner Streitigkeiten aufzuzählen vergaß, und theure Zeiten, Lufterscheinungen, Gütervertausche u. dgl. mehr als das ausschließende Eigenthum der Chroniken, unberührt ließ.

Graubünden, so unbekannt es auch sowohl in seiner physischen und moralischen Verfassung, als in Rücksicht seiner Geschichte den Ausländern, selbst den Deutschen seyn mag, hat dennoch in ältern und jüngern Zeiten seine eingebornen Geschicht-

schreiber besessen, nur daß dieselben selten ausser den Gränzen Helvetiens großen Namen gewonnen. Treue war ihr Schmuck, Einfalt des Ausdrucks ihre Beredsamkeit, so daß ihre Werke mehr Bruchstücke vieler Urkunden, gereihet am Faden der Zeitrechnung, als ein historisches Ganzes sind.

Unter allen, als Vater rhätischer Geschichte, steht oben an Huldrich Campell, dessen Werk nur handschriftltch, in lateinischer Sprache verfaßt, in einigen Exemplaren vorhanden ist und wegen seiner Genauigkeit und Treue hochgeschätzt wird. Ich selbst hatte ihn vor mir bey der Bearbeitung meines Buches, nach Gulers Behandlung, gleichfalls nur im Manuscripte, folgenden Titels: *Joh. Guleri ex Huldrychi Campelli Historia Rhætica* libri duo, rudes adhuc barbari et plerisque perfectæ historiæ partibus carentes ideo-

que plane sub incudem ubi per occupationes licebit revocandi. — *Isocrates:* „Cum „deliberas, e præteritis exempla pete re„rum futurarum. Nam quæ obscura „sunt, e manifestis facillime dijudican„tur". *Tutii* (Zuz) a. Virg. partus MDLXXXVI. — Das erste Buch enthält eine topographische Beschreibung der drey Bünde, das zweyte erzählt die Geschichte des Landes vom Ursprung der Rhätier bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts.

In Campells Fußstapfen trat der Ritter Joh. Guler von Winek, der, wie Johannes Müller von ihm sagt, sein Vaterland eben so getreulich verfocht im Krieg, als beschrieb. Sein Werk *Rætia:* Das ist außführliche vnd wahrhaffte Beschreibung der dreyen loblichen Grawen Bündten vnd anderer Retischen Völker u. s. w. erschien im J.

1616. in Zürich gedruckt, kl. Fol. Der erste Theil desselben umfängt die Geschichte Rhätiens bis zum Ursprung der ewigen Bünde, nebst Beschreibung der Orte, welche nicht in das Bündniß aufgenommen wurden, wie wohl sie einst rhätisch waren.

Sein Zeitgenoße, der wackre Ritter Fortunat Sprecher von Bernek ab Davos übertraf beyde Vorgänger durch Fleiß, Ordnung und Vortrag. Er schrieb lateinisch; aber seine Werke erschienen in deutscher Uebersetzung gedruckt. — Rhetische Cronica, oder kurze vnd wahrhaffte Beschreibung rhetischer Kriegs- vnnd Regiments-Sachen u. s. f. geht in den ersten fünf Büchern bis zum J. 1617. Im sechsten Buche liefert er eine Staatsbeschreibung von den drey Bünden, im siebenten eine Staatsbeschreibung der Unterthanenlande. Die Chronik ist zu Chur

1672. in 4. gedruckt. — Historia von Unruhen und Kriegen so in denen hochlöblichen Rhätischen Landen vor Jahren entstanden u. s. f. (St. Gallen 1701. in 4.) enthält eine sehr umständliche Beschreibung der bündnerschen Kriege und Zwiste in den ersten acht und zwanzig Jahren des vorigen Jahrhunderts, deren Augenzeuge der edle Sprecher selbst war. — Erste Fortsetzung der Bündnergeschichte oder der ehmaligen Unruhen in dem Freystaate der drey Bünden, vom J. 1629—1636. (Chur 1780. in 8.) — Zweyte Fortsetzung der Bündnergeschichte u. s. f. vom J. 1636—1645. (Chur 1780. in 8.) Beyde sind von der fleißigen Hand des Herrn H. L. Lehmann übersetzt und herausgegeben.

In Verbindung mit diesen leztern Spre-

cherschen Werken kann gelesen werden Fortunats von Juvalta Beschreibung der Geschichte gemeiner drey Bünde v. J. 1592—1649. aus einer lat. Handschrift übersetzt und herausgegeben von H. L. Lehmann. (Ulm 1781. 8.) Juvalta, welcher als Staatsmann in die Händel jener traurigen Zeiten verflochten war, erzählt hier einfach und angenehm in einem ruhigen Tone die Begebenheiten seines Vaterlandes, in so fern er an denselben Theil nahm, und mischt so die Geschichte seines Lebens in die Geschichte des Staats. Herr Lehmann hat die Uebersetzung mit interessanten Anmerkungrn ausgestattet, wie man von einem Manne erwarten konnte, der unter allen Fremdlingen am tiefsten in die dunkeln Geheimnisse der rhätischen Republik eingeweihet war. Die Geschichte und Topo-

graphie Bündens hat diesem Manne vieles zu verdanken, und hatte noch mehr von ihm zu erwarten, wenn er sich nicht zu früh von ihr zurückgezogen hätte.

Die Memoires des Duc de Rohan und des Karl Paschal gehören ebenfalls in dieses Zeitalter.

Von einem Ungenannten erschien im J. 1774. Grundriß der Geschichte gemeiner drey Bündten Lande, mit patriotischer Freyheit und Unpartheylichkeit entworfen. Zwey Theile in 8. Der erste Theil, welcher die Geschichte des Landes bis zum J. 1569. führt, trägt die Form einer Chronik allzusehr, um den Namen einer pragmatischen Geschichte verdienen zu können. Die selten eingemischten Bemerkungen des Verfassers bezeugen, daß er selbst in den Geist der ältern Geschichte nicht allzutief eingedrungen sey. Der zwey-

te geht bis auf die neueste Zeit, und man will ihn, troz seines Bekenntnisses, nicht ganz vom Verdacht der Partheylichkeit losbinden. Die eingemischten Nummern scheinen auf eine Urkundensammlung zu deuten, welche bis izt aber noch nicht öffentlich erschienen ist.

Compendio della Storia della Rezia si civile, che ecclesiastica u. s. f. (*Chiavenna* 1787. 8.) Dies Handbuch führt den Leser bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts, hat das Verdienst einer überdachten Ordnung und Kürze, ist aber von Fehlern, die meistens Druckfehler zu seyn scheinen, ausserordentlich entstellt. Der Verfasser ist der gelehrte Herr Pfarrherr Petrus Dominicus Rosius a Porta, welcher sich ein unsterbliches Verdienst um die Geschichte seines Vaterlandes durch sein grösseres Werk erworben hat, welches den

Titel führt: *Historia reformationis ecclesiarum Rhaeticarum.* (*Curia* II. Tom. 4. 1777.) worin er, mit eben so unermüdetem Fleisse als strenger Prüfung, alles, was die Kirchengeschichte seines Vaterlandes berührt, gesammelt und geordnet hat, so daß sein Werk unter allen andern dieser Art Ansprüche auf eine der ersten Stellen machen darf.

Die Geschichte der rhätischen Unterthanenlande, besonders des Veltlins, ist zwar meistens immer in die allgemeinen Landesgeschichte eingewebt, aber auch schon einzeln behandelt worden.

Fragmente der Staatsgeschichte des Thals Veltlin und der Grafschaften Clefen und Worms, aus Urkunden von Ulysses von Salis. Vier Bände. (1792. 8.) Die beyden ersten

Bände enthalten die eigentliche Geschichte, welche in polemischer Hinsicht gegen den Canonicus Lavizzari, den Abbate Quadrio und andre ungenannte Schriftsteller gerichtet ist, welche die Herrscherrechte Bündens über das Veltlin angetastet hatten. Die zwey letzten Bände enthalten Anmerkungen und Urkunden, als diplomatische Belege des Innhalts der ersten Theile.

Dieses Werk, so sehr es auch von den Gegnern des Herrn Ministers Salis von Marschlins der Partheylichkeit angeklagt worden ist, bleibt dennoch in jeder Rücksicht ein diplomatisches Meisterwerk. Sprache, Anordnung und Behandlung so steriler und zarter Materien geben dem Verfasser unter allen deutschen Schriftstellern dieser Klasse einen ersten Rang. Der phi-

losophische Geist, die männliche Beredsamkeit des unsterblichen Verfassers, welche sich in jedem Abschnitt dieses Buchs ein Denkmal errichteten, lassen ahnen, was er geleistet haben würde, wenn er es unternommen hätte, die Schicksale seines Vaterlandes zu beschreiben. Die Schweiz hätte im Johannes Müller ihren Tacitus, Graubünden im Ulysses von Salis seinen Livius gefunden.

Mehrere haben einzelne Theile von der Geschichte der Grisonen bearbeitet; ich begnügte mich hier nur mit Anführung derer, welche sie im Ganzen abgehandelt haben.

Wenn ich mir schmeicheln sollte, in dieser Geschichtsdarstellung etwas mehr als Gewöhnliches geleistet zu haben, so würde meine Eitelkeit Bürgin meiner Unwissen-

heit in dem seyn, was zur guten Geschichte gefodert wird. Lebendig von den Mängeln meines Werkes überzeugt, find' ich die Erscheinung desselben nur gerechtfertigt durch das Gebot des Bedürfnisses.

heit in dem seyn, und zur guten Geschich-
te gefodert wird. Ueberzeugt von den Män-
geln meines Werkes überzeugt, find' ich
die Erscheinung desselben nur gerechtfertiget
durch das Gebot der Nothdurft.

Erster Zeitraum.

Urgeschichte des Landes; oder vom Rhätus und Augustus dem römischen Kayser, bis auf Victor den Tyrannen Rhätiens und Karl den Großen. Vom Jahre vor Christi Geburt 587. bis nach Christi Geburt 800.

Urgeschichte des Landes.

§. 1.

Europa, 600. Jahre vor Christi Geburth.

Seit beynahe vier und dreyßig Jahrhunderten war, nach mosaischer Rechnung, der Erdball bewohnt; aber noch immer lag Europa in Finsterniß und Wildheit. Zwar dehnten sich die Zweige der verschiedenen Völkerstämme vom entferntesten Norden bis zu den Küsten des mittelländischen Meeres aus; allein die Völker kannten sich unter einander noch nicht. Noch hatten hier die Länder keine bestimmten Gränzen, die Reiche keine festen Ordnungen, keine Gesetze; Krieg war die allgemeine Losung dieser Wilden; Aberglaube ihre Religion.

Nur Griechenland und Italien waren die Gegenden unsers Welttheiles, wo, von einem milden Himmelsstriche begünstigt, Wissenschaften und Künste sich niederliessen, um die Sit-

ten der Völker zu mildern, und die Menschen ihrer großen Bestimmung näher zu führen. Hier bezügelten schon weise Gesetze den wilden Geist der Nationen; Landbau, Handwerke und Künste bereicherten die glücklichen Einwohner und veranlaßten sie durch friedlichen Handel sich mit entlegnern Völkerschaften zu verbinden.

Rom wurde schon itzt die siegende Nebenbuhlerin Griechenlands, und lies es ahnden, daß sie einst die Weltbeherrscherin werden würde. Von dieser Stadt verbreiteten sich weise Gesetze, Künste und Wissenschaften, wie die ersten Strahlen einer aufgehenden Sonne, über das ganze Italien. Doch oft drohte die Barbarey der benachbarten Völker den schönen aufblühenden Reichen dieses Landes den Untergang.

§. 2.

Die Gallier bemächtigen sich Oberitaliens.

Einsmahls verlies, verjagt und ausgeworfen durch unbekannte Revolutionen, angelockt

von Italiens reitzenden Fluren eine ungeheure Zahl der Bewohner Galliens – des heutigen Frankreichs – die alten Wohnsitze, drang durch die öden Gebirge Helvetiens, und wälzte sich, wie eine verheerende Lawine, von den hohen Alpen in Welschlands glückliche Thäler nieder. Es waren ohngefähr noch 600. Jahre bis zur Geburt des Welterlösers.

Erschrocken und unvorbereitet sahn die friedlichen Bewohner der Po-Ufer und der appeninischen Thäler das wandernde Volk hereinbrechen. Dreymal hundert tausend Gallier überschwemmten das mitternächtliche Italien, dessen größter Theil damals Tuscien hies, und liessen der überwundnen Nation nichts, als die Wahl zwischen Tod und Flucht und Sklaverey.

Aber zu stolz, um unter dem eisernen Zepter ungesitteter Wilden zu leben, rafften sich mehrere Tausende von den bedrängten Tusciern auf, und zogen sich zusammen, um unter ihrem Anführer Rhätus (also lautet die Sage

des Alterthums), ein andres, freyes Vaterland zu suchen.

Wie eine unermeßliche, hoch in die Wolken des Himmels ragende Mauer, dehnt sich ein weitläuftiges Gebirge, von großen Landseen durchbrochen, auf der Nordseite Italiens von einem Meere zum andern. Es streckt seine tausend Spitzen bis in die rauhe Linie des ewigen Schnees. Unter allen Hochgebirgen der alten Welt ist dieses das erhabenste. Einsame Schneewüsten, welche kein Sommer zerstört, lagern sich droben zwischen den Eisbergen, und giessen tobende Wasserfälle an den Felswänden in die Tiefen hinab. Undurchdringliche Waldungen von Tannen, Fichten, Lerchenbäumen und Eichen bekleiden dieser Berge Rippen und Fuß. Doch auf den mässigern Anhöhen werden die fruchtbarsten Viehweiden gefunden; und zwischen den Bergen schlängeln sich drunten die anmuthigsten Thäler.

Dorthin floh Rhätus mit seinen Tusciern.

§. 3.

Rhätus und die Tuscier fliehn in die Gebirge.

Aber auch diese Wildnisse waren nicht mehr unbewohnt. Einzelne, rohe Horden, deren Vorfahren vielleicht der Schrecken des ewigen Kriegs hiehergetrieben hatte, schwärmten in den Thälern umher. Ihr Gewerbe war Viehzucht und Jägerey. Sie waren nicht ein zusammenhängendes Volk, sondern getrennte Familien, die sich nach den verschiednen Thälern, ihren Wohnorten, nannten.

Unbekannt sind uns die frühern Schicksale, die Sitten und Gebräuche dieser wilden Bergbewohner (Taurisker von den Römern genannt) geblieben; nur ihre Namen, die Namen der Aetuatier, Salaßier, Rhegusker u. s. w. bewahrte uns die ungewisse Geschichte auf, und nennt uns, als das mächtigste dieser kleinen Völker, die Lepontier. Sie alle aber scheinen gleiches Ursprungs, alle nur abgerißne Zweige des großen Volksstammes der

alten Galen gewesen zu seyn, welcher sich über die abendliche Hälfte Europas ausgebreitet hatte.

Rhätus überwand und verdrängte die Urbewohner des Hochlands; er bemeisterte sich der schönsten Thalgelände, und überlies es den verscheuchten Lepontiern, die rauhen und höhern Gegenden der Gebirge in Besitz zu nehmen.

Fast in der Mitte des heutigen Graubündens dehnt sich, von lieblich wilden Gebirgen umarmt, ein anmuthiges Thal, von Mittag gegen Mitternacht. Der junge Rhein strömt sanfter durch dasselbe entlang, von den Gewässern der Nolla und Albula vergrößert; süße Quellen rinnen von den Halden der Felsen; milder ist die Luft; der Boden giebt fast ungezwungen seinen Bewohnern die Nahrung; man nennt es das Domleschg (Tomiliaska, Vallis domestica).

Hier, so sagt man, lies Rhätus der Flüchtling sich nieder; hier pflanzten die verjagten Tuscier ihr neues Vaterland an. Ein zwey-

tes Tuscia — heut Thusis genannt — stieg mit seinen Mauern am Fuß des fruchtbaren Heinzenbergs auf, wie ein Denkmal des Verlornen. Hohe Burgen wurden an des Thales schmalen Ausgängen erbaut, um die Hütten der neuen Einwohner wider die streifenden Nachbaren zu beschirmen. Ihre Spuren und Namen (Realta, Rhætia alta, und Rhäzüns, Rhætia ima) erlebten noch halberloschen unser Jahrhundert.

Aber nicht dieses Geländ' allein unterwarfen sich die Ankömmlinge. Sie verbreiteten sich durch die mildesten Nebenthäler, nahmen, als ein neues Volk den Namen ihres glücklichen Führers Rhätus an, und theilten ihn den Gebürgen mit.

§. 4.

Sprachen und Sitten der alten Rhätier.

In rauhen unwirthbaren Landen, wo man der stiefmütterlichen Natur ihre Gaben uur mit Zwang abgewinnt, begnügt sich der Mensch mit dem Unentbehrlichen, und thut Verzicht

auf die feinern Bedürfnisse. Mühseligkeit ist dort sein Leben, Nichtsthun sein Himmel. Er findet die nachbarlichen Nationen leichter zu besiegen, als die unfruchtbare Natur seines vaterländischen Bodens; Raub wird daher sein Ziel, Krieg sein Handwerk.

So geschah es nun auch bey den Rhätiern. Seit ihrer Niederlassung in den Gebirgen nahmen sie den Brauch und die Denkart der rohen Völker an. Viehzucht und weniger Ackerbau mußten in der Heimath von den Greisen, Weibern und Knaben getrieben werden; wer aber männlichen Alters war und die Schande mied, zog aus, fürs Vaterland zu rauben. Kunstwerke und Handwerke wurden ihnen fremd. Sie trieben höchstens mit den Nachbarn einigen Handel in solchen Waaren, die sie ohne Mühe aus ihren Alpen und Wäldern zogen. Für Harz, Pech, Wachs, Honig und Käse tauschten sie sich die Eigenthümlichkeiten des Auslandes ein.

Ihre Sprache verwandelte sich mit ihren Sitten; wie diese, wurde jene rauh im stren-

gen Himmelsstrich der Berge. Auch nahmen die Ueberwinder, vermischt mit den Ueberwundnen, manche Theile aus der Sprache von diesen auf, und bildeten eine neue Rede. So entstand eine Sprache, verschieden von der Mundart Roms, und doch eine Tochter der römischen. Noch in unsern Tagen trägt sie die unläugbaren Zeichen ihrer grauen Herkunft, und den Namen der romanischen.

Die Sprache ist das große Zauberband, welches die menschlichen Gesellschaften mehr denn alle andre Kunst und Gewalt zusammenhält. Nach der Zunge unterscheiden sich die Völker. Ein Staat, ohne Einheit der Sprache, ist meistens ohne Einheit des Ziels und der Kräfte.

Schon früh mußte Rhätien dieses Glückes entbehren. Die höhern Gebirgsgegenden waren nun, seit der Ankunft der siegenden Tuscier, die Zuflucht und Wohnung der verdrängten Lepontier geworden. Dort pflanzten sie in ihren Bergen und Wäldern die Sprache

der Galen fort, welche späterhin die Mutter der deutschen Rede wurde.

Im Süden des Hochlandes entwickelte sich bald eine dritte, von den andern verschiedne, welche aber doch der alten Tuscisch-rhätischen am nächsten kam. Sie scheint ihren Ursprung jüngern Flüchtlingen danken zu müssen, welche vielleicht Jahrhunderte später in die noch unbewohnten Thäler eilten, als Roms Ehrgeiz Italien zur beständigen Bühne des Krieges machte. Man heißt sie die ladinische.

Also entsprang eine Verschiedenheit der Zungen, welche die engere Verbindung und den Gemeingeist der auf einem kleinen Landstrich beysammenwohnenden Flüchtlinge tödtete. Der Mangel des Handels und Kunstfleisses, und die hohen Berggränzen, welche fast alle nähere Gemeinschaft schieden, mußte die Zwietracht der Sprachen, mehr denn Alles, begünstigen. Daher ist es gekommen, daß nach heutiges Tages dieselbe fortdauert, und einen Staat von dritthalb hundert tausend Einwohnern durch drey bis vier ganz von einander

abweichende Sprachen zum Wohnort eben so vieler Völkerchen zerspaltet.

§. 5.

Rhätien wird von den Römern bekriegt.

Als nun die Tuscier in diese Gebirge verschwunden waren, schienen sie auch aus dem Gedächtniß aller Völker verloren zu seyn. — Niemand kannte sie, und die Geschichte schweiget von den Bewohnern der höchsten Alpen. Jahrhunderte strichen inzwischen vorüber; Länder und Völker verwandelten ihre Gestalten; Rom erhob sich vor allen andern und beugte unter seiner Gewalt die Nationen dreyer Welttheile. Aber das Land der Rhätier blieb fremd und frey. Welche Veränderungen, Revolutionen und Schicksale, mögen sich während dieser langen Zeiten in den Alpen ereignet haben? Welche Helden mögen inzwischen aufgestanden und untergegangen seyn? Vergessenheit und Finsterniß ruhet über sie Alle; selbst die leisesten Spuren sind verweht.

Doch ist es sehr wahrscheinlich, daß die Be-

wohner des Hochlands, (inzwischen andre Nationen in grossen Kämpfen um Hoheit und Freyheit rangen), unter sich selbst nicht müßig geblieben; daß die ältern und jüngern Kolonien der Gebirge sich zu einem einzigen Volke gebildet, und so, durch ihre Vereinigung stark, es gewagt haben, ihre Gränzen nach allen Seiten auszudehnen.

Wie die verwüstenden Ströme ihrer Felsen, brachen sie zuweilen aus den Gebirgen vor, und machten sich die benachbarten Ebnen zinsbar. So verheerten sie 104. Jahre vor Christi Geburth die Stadt Como, und dehnten ihre Herrschaft gegen Süden bis Verona; unterwürfig war ihnen das Land gegen Morgen und Mitternacht bis zu den Ufern des Bodensees. Selbst das gesammte Helvetien war nahe daran, ihre Beute zu werden. Helvetien aber war damals schon eine Provinz des weitherrschenden Roms (50. J. vor Christi Geburt).

Römische Unterthanen wohnten schon rings in einem weiten Kreise um die höchsten Alpen;

nur Rhätien war noch frey, noch unbezwungen. Die Feldherren Roms begnügten sich, das wilde und zahlreiche Bergvolk in sein Felsenland zurückzuschrecken; aber bis in das Innre seiner unbekannten Thäler wagte man nicht, es zu verfolgen.

Die Freyheitsliebe, Kriegslust und Tapferkeit der Rhätier waren bekannt; bekannt ihre Sicherheit in den heimlichen Alpengründen, von Schlössern und Felsenmauern beschirmt. Italien erzählte sich von ihrer Wildheit und Grausamkeit; sie waren so wüthend, sagte man, daß sie in den Ländern, von ihrer Faust erobert, alle männliche Geburt erwürgten, ja selbst die schwangern Weiber tödteten, wenn die Weissager lehrten, sie werden einen Sohn gebähren.

Da sandte Augustus, der Kayser Roms, fünfzehn Jahre vor der Geburt Christi, seine Heere wieder Rhätien aus, angeführt von Tiberius und Drusus, des Kaysers eignen Stiefsöhnen. Es war beschlossen, dieses ungezähmte Volk und seine Bundsgenossen, die

wilden Vindeliker, dem römischen Zepter zu unterwerfen. Diese letztern wohnten in einem Theil des heutigen Schwabens, Bayerns und Tyrols.

Drusus kam mit seiner Macht über das trientische Gebirg; Tiberius aber zog aus Gallien herauf, und wohlbekannt mit der Unwirthbarkeit der Gegenden, legte er im Rücken seines Heers einen Handelsplatz an, ohnweit Zurzach, wo alle benachbarte Gegenden ihre Waaren feil hatten für die Bedürfnisse des großen Heers. Der Ort wurde daher Tiberius-Markt (Forum Tiberii) genannt.

Als nun die Rhätier und ihre Bundsgenossen von allen Seiten die römischen Legionen sahen, und sie den schlauvertheilten Angriffen überall Widerstand leisten wollten, mußten sie ihre Kräfte trennen, und, dadurch schwächer, überall den Sieg verlieren. Itzt drangen die Römer in die Thäler Rhätiens, bisher noch von dem Fusse keines Siegers beschritten; da erwachte die Verzweiflung in den geschlagnen Einwohnern, und in den Vindeli-

kern, welche am Bodensee zu Wasser und zu Lande vergebens gefochten hatten.

Die römischen Heerführer, nach entgegengesetzten Richtungen vorgedrungen, vereinigten sich endlich mit ihren Armeen. Auch die bekriegten Völker versammelten und vereinigten sich zum letztenmal und zur letzten entscheidenden Schlacht. Von beyden Theilen wurde blutig gestritten. Die Römer fochten, wie die sieggewohnten Ueberwinder des bekannten Erdkreises; die Rhätier und Vindeliker wie Völker, deren höchstes Gut Freyheit, deren tiefste Schande das Joch der Dienstbarkeit war. — Doch weder die Begeisterung der Freyheitsliebe, noch der wüthendste Grimm der Verzweiflung vermögen allein den Sieg zu fesseln, wenn sie nicht mit der Vorsicht und List einer wohlgeordneten Kriegskunst gepaaret sind. Darum verlor Rhätien im ungleichen Kampfe. Aber die Wuth der Ueberwundenen war so groß, daß selbst die Weiber sich ins Gefecht drängten, und die Mütter wahnsinnig ihre

Säuglinge den römischen Soldaten ins Gesicht schmetterten. Sie mogten ihren Kindern kein Leben aufsparen, wenn ihnen kein freyes Vaterland mehr seyn würde.

So gräßlich gieng die rhätische Freyheit unter.

§. 6.

Rhätien wird zur römischen Provinz.

Die siegenden Heere bemächtigten sich nun aller Lande von den hohen Quellen des Rheins bis zu den Ufern der Donau und des Lechstroms, und aller Schlösser. Die streitbarsten Einwohner aber wurden aus ihrem Vaterlande geführt, und in ferne Gegenden verpflanzt, um die Wiederbefreyung des Landes unmöglich zu machen. So war das wilde Hochland eine unterthänige Provinz Roms; so mußte es nun fremde Gesetze und fremde Götter ehren, und Zoll und Tribut dem Auslande zinsen. Vindelicien aber verlor selbst seinen Namen; denn die ganze Eroberung wurde zu einer einzigen Provinz gemacht, wel-

che sich gegen Morgen und Mitternacht bis zu den Ufern des Inns und der Donau, gegen Mittag und Abend aber bis an die letzten Hochgebirge an Italien und zu den Rhein-Quellen erstreckte, und insgesammt Rhätia genannt.

Ueber Rhätien herrschte nun im Namen der römischen Kayser ein Statthalter, welcher anfangs zu Augsburg, im Lande der Vindeliker, den Hauptsitz gehabt zu haben scheint. Doch schon im zweyten Jahrhundert nach Christi Geburt, als Kayser Adrian seinem weitläuftigen Reiche neue Ordnungen gab, empfieng das Gebirgsland eigne Procuratoren oder Präsides, und von dieser Zeit scheint der Unterschied zwischen dem hohen, und dem ebnen oder niedern Rhätien in Brauch gekommen zu seyn. Ob auch von da an die eigentlichen Rhätier, oder die ältern, den Namen der Grauen, oder Greisen (Grisoni, wie sie sich selbst in ihrer Sprache nennen) zur Unterscheidung von den Einwohnern des jüngern Rhätiens, erhalten haben, ist

ungewiß. Doch uralt ist der Name der Grauen oder Grisonen bey den Nachkommen des tuscischen Rhätus.

Wenn man von den deutschen Landen und der Südspitze des Bodensees in Rhätien eintritt, dehnt, nach einer mäßigen Tagereise, ein weites, majestätisches Thal seine anmuthigen Flügel vor dem Wandrer aus. Steile Urgebirge, hin und wieder in der Höhe vom ewigen Winter versilbert, umfangen von beyden Seiten das fruchtbare Geländ. Der Rhein rauscht an der Mitternachtsseite des Thales, am Fusse des schrofen, mit leichten Waldungen umhangenen Calanda-Felsen. Von der andern Seite stürzt ein kleiner Strom aus dem Busen des holzreichen Gebirgs hervor; Plessur ist sein Name; nach einer halben Stunde gießt er seine Wellen in den Rhein.

In diesen Ebnen, sonst unter dem Namen der caninischen oder grauen, als Schlachtfelder der Rhätier und Römer, im frühern Alterthum bekannt, soll vor Zeiten eine alte Stadt Ebodurum gestanden haben, am Aus-

gang der reissenden Plessur aus den Gebirgen. Dort erhoben sich nun, als das Land der Grisonen den Römern zinsbar geworden, zwey feste Burgen, Spinöl und Martiöl.

Hier war der römischen Landvögte Sitz. Die Menge ihrer Diener und Vasallen umringte die Schlösser mit zahlreichen Gebäuden, und legte unvermerkt den Grund zu einer Stadt, welche, als nochmals ein Kayser dort sein Hoflager (Curia) gehalten, den Namen Chur erhielt.

Die Landvögte aber hatten nur die Friedensregierung zu verwalten, über Auflagen und Steuern, über die öffentliche Ordnung und die Vollstreckung der Gesetze zu wachen. Ein andrer war der Oberbefehlshaber im Kriegswesen, welcher die Heere bildete und anführte. Seine Gewalt scheint anfangs durch beyde Rhätien gegolten zu haben, selbst damals noch, als das Alpenland schon seine besondern Landvögte besaß.

Rom benutzte seine Eroberung. Die Thäler lieferten vortrefliche Krieger, stark und mu-

thig, von der wilden Natur selbst zum Kriege erzogen. Die rhätischen Schaaren führten überall den Sieg zur Schlacht; und die unbewegliche Treue derselben für ihre Herren machte sie so wichtig für Italiens Beschirmung, als die Kette der Felsenwälle, mit welcher sie das Herrscherland deckten. — Auch die unermeßlichen Waldungen an den Bergen gaben an Rom ein kostbares Bauholz; besonders wurden die Lerchenbäume wegen ihrer Dauer und Festigkeit gesucht und mit ausserordentlichen Kosten bis Rom gebracht.

§. 7.

Die ersten Christen in Rhätien.

Rhätien lernte sein Joch tragen. Die Geschichte weiß von keinen Aufruhren und Versuchen des Landes, die Freyheit wieder zu erobern.

Es war ohngefähr im J. Christi 176. als der thätige und weise Kayser Mark Antonin die Krone des römischen Reiches trug; da fielen die ersten Funken von dem großen Lichte

den dienstbaren Rhätiern zu, welches Jesus den Völkern angezündet hatte. Wie ihre Nachbaren, wohnten auch die Rhätier noch in einer traurigen Verwilderung des Herzens und des Verstandes; noch bogen sie anbetend ihre Kniee vor selbstgeschaffnen Abgöttern; die Wissenschaften waren ihnen noch fremd, der Schulen noch keine erbaut. Nur die schlauen Priester der Götzen verwahrten in ihren Kreisen einige Kenntnisse und ernährten sich von der kläglichen Unwissenheit des Volks.

Da kam, so spricht eine uralte Sage, ein Fürst aus Brittanien daher, um das Evangelium zu predigen. Sein Name war *Lucius*, und *Emerita*, seine Schwester, begleitete ihn auf der apostolischen Reise. Sie kamen aus dem zweyten *Rhätien*, durch jenen engern Gebirgspaß, welcher noch heut den Namen des heiligen Heidenbekehrers führt und St. Luci-Steig genannt wird. — Als sie nun in den Alpen den Gekreuzigten verkündigten, und den Verstand des unwissenden Volks erleuchteten, ergrimmten die habsüchtigen Prie-

ster und Römer und tödteten ihn in Martiöl. Emerita aber wurde zu Trimmis, vier tausend Schritte von des Bruders Todesplatze, enthauptet. Zwar konnten die Barbaren Menschen tödten, aber die Wahrheit nicht; denn sie ist, wenn sie einmal erschien, unsterblich, wie Gott, von dem sie herabkömmt.

So lautet die Sage. Immer gewiß ist das Christenthum schon früh in das Hochland geführt worden, wozu die öftern Verfolgungen der Christen in Italien vielleicht die erste Gelegenheit gaben. Darum pflanzte sich die Lehre des Weltversöhners unbemerkt durch die Thäler der Grisonen vom Vater zum Kinde, und mitten in den gewaltigen Unruhen, worin Rhätien nun bald versank, siegte triumphirend das Christenthum.

Diese Unruhen, welche durch viele Jahrhunderte hinabdauerten, und den Erdkreis mit Verwüstungen, Schlachten und Jammer erfüllten, waren es, in welchen Roms gränzenlose Macht zertrümmert, und Rhätien aus

der Botmäßigkeit dieser weltgebietenden Stadt gerissen wurde.

§. 8.

Die Allemannen bekriegen das Land.

Es war nämlich die Zeit erschienen, in welcher die Völker Europens die strenge Vergeltung gegen das Römer-Reich führten, und dieses nach einem halbtausendjährigen Sturme zerstöhrten; eben das Reich, welches vorher alle bekannte Nationen gewaltsam in sich verschlungen hatte.

Im mitternächtlichen Deutschland wohnten unbezwungen und furchtbar in ihren Wäldern viele Völkerschaften. Es war um die Mitte des dritten Jahrhunderts, als sie sich in einer grossen Verbindung wider Rom rüsteten, und unter dem Namen der Allemannen den Ufern des Rheins und der Donau entgegenzogen. Roms Größe und Kriegeskunst schreckte sie nicht. Verheerend giengen ihre zahllosen Schaaren über den Mayn und den Rhein; sie trugen ihre siegenden Waffen in Roms vorliegen-

de Provinzen, unterjochten das Land der Helvetier und breiteten sich gegen beyde Rhätien aus. Der Glanz ihrer Thaten war so groß, daß ihr Name fortan der Name aller Deutschen wurde, welche noch von Rom nicht überwältigt waren. Da sandten die Römer ihre Legionen gegen sie aus; und als die Gefahr mit den Siegen der furchtbaren Allemannen stieg, begab sich Constantius, der Kayser, selbst in den Krieg wider sie. Constantius hielt seine Hofstatt in den grauen Feldern, zu Martiöl und Spinöl. Die Stadt Chur entstand unter seiner Anwesenheit.

An den Ufern des Bodensees hatten die Allemannen ihr großes Heerlager. Der Kayser verlor in einzelnen Treffen den Sieg; da spotteten sein die stolzen Allemannen, und schwärmten sicher umher in den Geländen. Aber unerwartet warf sich Constantius mit seiner ganzen Kraft über sie, und richtete eine schreckliche Niederlage an. Sie flohen; Rhätien war gerettet, und Constantius führ-

te seine Heere über die Alpen zurück. Dies geschah i. J. 357.

Geschlagen waren zwar die Feinde Roms, aber überwunden nicht. Die Allemannen hatten sich auf beyden Seiten des Rheins jenseits Helvetiens niedergelassen, und fielen von da aus rastlos die Provinzen Roms an. Weder List noch Gewalt mogte sie bändigen; kein Bündniß, kein Geschenk sie versöhnen. So verstrich ein ganzes Jahrhundert in Kriegen mit ihnen. Als aber das von allen Weltgegenden angegriffene Rom den bedrängten Rhätiern nur schwache Hülfe senden konnte, bemeisterten sich (ums J. 450.) die Feinde des Reichs aller Nachbarschaften Rhätiens, besonders des heutigen Schwabens, und zuletzt selbst vieler Gebirge des Hochlands.

§. 9.

Das Land wird von den Gothen erobert.

Nun waren die schrecklichen Jahrhunderte da, welche die Gränzscheidung der alten und neuen Zeit wurden; die Jahrhunderte, in wel-

chen der Glanz des alten Roms verblich; in welchen Licht und Finsterniß, Heiden- und Christenthum, die eiserne Kraft nordischer Wilden und die schlaue Kunst entnervter Mittagsvölker, im langwierigen Kampfe wider einander zu Felde lagen, und streitend sich vermischten. Es begann ein zweytes Chaos, eine zweyte Schöpfung der Dinge.

Niegesehene Nationen wälzten sich von unbekannten Gegenden daher über das römische Reich; alle Welttheile schienen sich mit einander verschworen zu haben zum Untergange der größten Monarchie, welche jemals der Erdball sah. Völker wurden aus ihren Sitzen gehoben durch die allgemeine Bewegung, und umhergeworfen in dem wilden Meere der Begebenheiten. Tausendjährige Thronen wurden gestürzt; den Staaten ihre Namen, den Ländern ihre Gränzen verwischt; Gesetze und Ordnungen zertreten, und die Wissenschaften vernichtet.

Unter diesen Erschütterungen zerbrach der Römer-Staat in zwey große Hälften, wel-

che man das morgen= und das abendländische Reich nannte; aber beyde Reiche verloren in den fortwährenden Gährungen Kraft und Glanz und Größe. Ihre Theile löseten sich aus einander, und mit ihren Trümmern bereicherten sich die Barbaren.

Von allen Feinden Roms waren am fürchterlichsten die Gothen. Sie kamen von den Mündungen der Donau herauf, nachdem sie Griechenland verwüstet hatten; überschwemmten Italien, und bauten sich endlich im südlichen Gallien ein Reich, das Westgothische, ums J. 412. Ein späterer Zug eben dieser Nation rückte von den Ufern des schwarzen Meeres an den Donau=Gestaden entlang, und überwältigte Italien und seine Nachbarschaften zwischen den J. 470. und 490. Diese neuen Eroberer hiessen Ostgothen; sie waren meistens schon dem Christenthume zugewandt. — Auch Rhätien in diesen schrecklichen Zeitläufen sich selbst überlassen, und zum Theil von den Allemannen beherrscht, wurde

die Beute der Gothen und ihres gewaltigen Königes Theodorich.

Dieser Monarch, einer der größten seines Zeitalters, entwarf, bald nach der Besitznehmung von Italien, den Plan, seinen Thron darin auf immer zu befestigen. Darum wurden ihm die Gebirge des grauen Hochlands wichtiger. Er setzte einen Herzog über das Land der Grisonen, welchen er mit Gewalt bekleidete, hinlänglich die Sicherheit der Gränzen, und die Gerechtigkeit im Volke zu beschirmen. „Diese Gebirge sind eine Vormauer „Italiens", schrieb Theodorich unter andern dem Herzoge im Bestallungsbriefe: „sind „ein Schlüssel der Provinz. Nicht umsonst sind „sie Retia geheissen worden (retia bedeuten „im lateinischen Netze); weil sie wie ein Garn „wider den Anfall der grausamen und wüthenden Völker ausgespannt stehen".

Doch vergebens war die Fürsorge des Gothen-Königes, und sein junges Reich von kleiner Dauer. Denn seine Nachfolger wichen vom Pfade, den er vorgezeichnet hatte; all-

zufrüh verwickelten sie sich in gefährliche Kriege mit ihren eroberungssüchtigsten Nachbaren.

§. 10.

Rhätien, das Eigenthum der Franken.

Dieses waren die Franken, ein Volk, welches damals der Schrecken des Occidents so geworden war, als die Gothen es im Orient wurden; die Franken, ebenfalls wie viele andre von den wandernden Nationen der Mitternachtsgegenden Deutschlands entsprungen, und, wie jene, nimmer von Rom bezwungen. Sie hatten sich erst kürzlich (ums J. 480.) unter ihrem Könige Chlodováus an beyden Rhein-Ufern weiter ausgedehnt, da wo sonst die Sitze der Allemannen gewesen. Die Allemannen selbst wurden von ihnen vernichtet; und ihr wachsendes Reich streckte seine Flügel gegen Abend bis tief in Gallien hinein zur Loire und Seine, gegen Morgen bis zu den Wäldern von Thüringen.

Als nun die Gothen mit den Kaysern des orientalischen (oder griechischen) Reichs um

den Besitz Italiens kämpften, erschien plötzlich ums J. 540. einer der Franken-Könige, Theodebert, mit einer furchtbaren Macht an den Eingängen des gothischen Reiches. In wenigen Jahren brachte er einen wichtigen Theil der mitternächtlichen Provinzen Gothiens an seine Gewalt; auch das hohe Rhätien, und das ehmahlige niedre Rhätien, seit der Allemannen Herrschaft aber Allemanien genannt, wurden ihm unterthan.

Theodebert führte nun die Ordnungen und Formen seines Volks in diese Gegenden ein; auch unter ihm ward Allemanien und Rhätien in Eine Provinz vereinigt, und von Statthaltern regiert. Es war aber die Sitte dieses siegreichen Volkes, die eroberten Lande unter die vornehmsten Krieger als Belohnung auszutheilen, um die Beute desto sichrer zu bewahren. So geschah es nun auch in Rhätien; die Schlösser und Landschaften wurden an eine Menge von Grafen und Edeln verspendet, welche in ihren Bezirken die Gerechtigkeits-

tigkeitspflege und Kriegsordnung verwalteten, und zum Preis ihrer Verdienste die Einkünfte der ihnen zu Lehn gegebnen Ländereyen bezogen. Auf solche Weise wurde in diesen Zeiten der Saame zur nachmaligen Herrschaft unzähliger einzelnen Baronen oder Freyherren ausgestreut.

Alle Grafen und Edle standen unter der Hoheit des rhätischen Landvogts, welcher das Regiment über das Ganze führte, und selbst von dem obersten Statthalter oder Herzoge in Allemannien und Rhätien abhängig lebte.

Der erste der fränkischen Landvögte in den hohen Alpen war Victor, genannt ein Graf von Chur. (Ums J. 540 — 550.)

§. 11.

Das Christenthum in Rhätien.

So wurden durch die wunderbaren Wanderungen der Völker ganz Europa umgestaltet; die Länder dieses Welttheils empfiengen neue Gränzen, neue Bewohner; die Völker nahmen neue Sprachen, Verfassungen, Gesetze und

Sitten auf. Aber Rohheit, Grausamkeit und Unwissenheit, diese traurigen Töchter des Krieges, bemächtigten sich des menschlichen Geschlechts.

Inzwischen hundert Thronen einstürzten, stieg siegend das Christenthum empor. Es breitete sich wunderbar schnell von Nation zu Nation aus. Es schien das ganze große Völkermeer nur darum in gewaltsamer Bewegung Welle durch Welle zu werfen, um jede derselben bälder mit dem Blute der Erlösung zu färben.

Auch in der Grisonen Thälern wurden nun die Altäre der falschen Gottheiten zerstöhrt, und an ihre Stelle das Kreuz hingepflanzet. Schon ums J. 440. waren hier der christlichen Gemeinden viele, die ihren Bischof besaßen. Der erste, welchen uns die Geschichte nennt, soll Asimo geheissen haben.

Die Bischöfe jenes Zeitalters hatten noch keine weltliche Hoheit und Gewalt, sondern sie waren nur die Aufseher und Lehrer ihrer Gemeinden. Ihr schönster priesterlicher Schmuck

war Gottesfurcht und Tugend; Weisheit war der goldne Hirtenstab, mit welchem sie die ihnen anvertrauten Seelenheerden hüteten; die Liebe und Zuversicht der Gemeinden war ihr Reichthum.

Ausser den Namen der ersten rhätischen Bischöfe hat uns die Geschichte nichts Denkwürdiges von ihnen aufbehalten. Die stillen Handlungen der Tugend, die schönsten in den Augen Gottes, sind gewöhnlich die glanzlosesten in den Augen der thörichten Sterblichen.

§. 12.

Dunkelheit der Geschichte dieser Zeiten.

Die Franken standen inzwischen oft in der Gefahr, durch neue Einbrüche wandernder Völkerschwärme ihre kaum gewonnene Provinz wieder einzubüssen. Denn bald nach Theodeberts, des Franken-Königes Tode, wälzte sich in ungezählten Schaaren gegen die grauen Gebirge das Volk der Longobarden herauf, welches aus Pannonien, den Gegenden des heutigen Ungarns, dahergezogen war, um

auf den Trümmern des gothischen Reichs, im verödeten Italien, ein neues zu stiften. Rhätien blieb zwar der Franken Eigenthum, aber von den zerstöhrenden Durchzügen der Longobarden nicht verschont. Diese letztern eroberten Italiens mitternächtlichen Theil (ums J. 670.) und wurden von nun an der Grisonen unruhige Nachbarn.

Und kaum hundert Jahre darauf strömte ein andres Volk, grausamer und wilder als alle, und gezeugt vom fernsten Asien, gegen Rhätien an. Es war das Volk der Hunnen. Ein Theil derselben streifte tief in das Innre der Alpenthäler, und erfüllte das Land mit Greuel. Da ermannten sich die verlassenen Grisonen, und begegneten den Barbaren in den Feldern von Disentis mit ihrer ganzen Kraft; die Hunnen wurden geschlagen und die Thäler erlöst (im J. 670.)

Bey diesen Kriegen, Wanderungen und jähen Veränderungen der Völkerschicksale, und bey dem allgemeinen Verfall der Wissenschaften, erlischt das Licht der Geschichte, kaum fä-

hig noch die Bewegung und Richtung der großen Massen ganzer Nationen in eine dämmernde Helle zu setzen. — Um Rhätiens Regierung aber stand es wahrscheinlich sehr dürftig. Die Franken schienen zufrieden zu seyn, wenn ihnen nach allen Verheerungen und Durchzügen fremder Völker nur der Besitz der Gebirge blieb, um, früher oder später, dereinst durch sie in das longobardische Italien eindringen zu dürfen. So war, seit Rhätien seine Freyheit durch Rom verlor, dies herrliche Hochland, diese ewige, große Veste der Natur, schon früh verdammt, den kriegssüchtigen Nachbaren zum Mittel und Werkzeug ihrer Eroberungslust zu dienen; so waren eben jene Felsenwälle und engen Bergpäße die Ursache der immerwährenden Abhängigkeit der Grisonen, statt der unüberwindliche Schutz rhätischer Freyheit zu seyn.

Die Statthalter des Landes und die in allen Thälern ansäßigen Baronen wurden bey solcher Lage der Dinge immer ungebundner; sie vermehrten ihre Gewalten und Güter zum

Schaden der unterthänigen Grisonen; ja die Herzoge von Allemannien (Schwaben) und Rhätien selbst, deren wir oben gedachten, haben nicht selten den Versuch gemacht, sich gänzlich von ihren Obern, den Königen der Franken loszureißen. Doch nie gelang es ihnen bey der Uebermacht des Franken-Reichs.

So war der Zustand Rhätiens, bis in die Mitte des achten Jahrhunderts, durchaus mit Dunkelheiten umgeben. Selbst die dürftige Namenliste der Bischöfe und Landvögte ist nicht von Unsicherheiten frey.

Einer der wichtigsten Baronen Rhätiens war, gegen die zweyte Hälfte des ebengenannten Jahrhunderts, ein Graf Victor von Chur, wie es heißt entsprossen aus dem Geschlecht des ersten rhätischen Landvogts der Franken (§. 10.) Auch er bekleidete, wie sein Vater und dessen Vorfahren, im Lande die statthalterliche Würde, inzwischen sein Bruder Vigilius auf dem bischöflichen Stuhl saß. Die Familie der Victoriden schien also im Hochlande die herrschende geworden zu seyn. Ob

sie alttuscischen Ursprungs gewesen, ja, ob von allen nachmals glänzenden Geschlechtern die meisten, oder einige derselben, ächt-rhätischer Herkunft waren, weiß die Geschichte nicht. Es ist wahrscheinlicher, daß die mannigfaltigen Ueberwinder des Landes alle eingebohrnen Familien, je angesehener sie waren, um so lieber unterdrückten. Die Römer führten sie aus dem Lande; die Allemannen und Franken machten sie zu Unterthanen ihrer Krieger und Baronen. Der eitle Stolz und die thörigte Ahnensucht findet in jenen Zeiten keine Nahrung.

§. 13.

Das Klosterleben nimmt in Rhätien den Anfang.

In jenen Tagen kam auch Sigisbert, der fromme Schüler eines irrländischen Heidenbekehrers, Columbans, über die hohen Gebirge von Urseren aus Italien. Er stieg durch die grausen Wildnisse des hohen Crispalt in das rhätische Thal hernieder, wo

der Vorder-Rhein, noch seinem Ursprung nahe, zum erstenmal eine Ebne bespült. Hier schlug der Pilger in der düstern Einöde seine Hütte auf; hier sammelten sich bald um ihn her Bewundrer seiner Andacht und seines strengen Lebenswandels, und Schüler seiner Lehren. Noch wohnten dort auf den Gebirgen, in ihrer alten Rohheit und Unwissenheit, die vielleicht ununterjocht gebliebnen Nachkommen der Lepontier, welche bey der Ankunft der Rhätier einst hinaufgeflohen waren. Aber Sigisbert predigte ihnen Jesum den Meßias, und stürzte mit seiner Beredsamkeit die Altäre ihrer Abgötter.

Einer seiner eifrigsten Jünger war Placidus, ein reicher Mann in Rhätien. Er entschloß sich zur Erwählung der Einsamkeit, und sein gesammtes Vermögen der Stiftung eines Klosters zu widmen. Als er aber zu Victor dem Tyrannen gen Chur gekommen, dessen Lehnsmann er gewesen seyn mag, um jene Erlaubniß bat, und, bussepredigend wie ein zweyter Johannes, dem Tyrannen seine

Sünden und Grausamkeiten vorwarf, ergrimmte dieser sehr, und lies ihm alle seine Güter rauben und ihn enthaupten. — Weinend begrub in seiner Einsiedeley Sigisbert den Leichnam des unglücklichen Jüngers.

Als Victor der Tyrann nachher in den Wellen des Rheins umgekommen war, wollte Thello, sein Sohn, und churischer Bischof, das verhaßte Andenken seines Vaters tilgen, und den Schatten des ermordeten Placidus versöhnen. Da erhob sich durch seine Schenkungen in dem einsamen Aufenthalt der Einsiedler ein Tempel über der Asche des Märtyrers; und so war der Grund gelegt zur spätern Größe der Abtey Disentis. Thello aber starb im J. 784.

Das Kloster zu Disentis mag nicht das erste dieses Landes gewesen seyn. Schon ums J. 760. hatte Aesopeja, Gräfin von hohen Rhätien, des churischen Bischofs Paschalis Gemahlin, das Jungfrauenkloster Katzis am Fuße des Heinzenberges gestiftet. Es darf uns aber nicht befremden, hier einer Bischö-

sin erwähnt zu finden; denn damals war es noch den Geistlichen erlaubt, Weiber zu nehmen und Kinder zu zeugen. Noch verdammte kein Kirchengesetz, die Pflichten der Natur zu vollstrecken; erst dreyhundert Jahre später wurde die alte, göttliche Ordnung aufgehoben (ums J. 1074.), als Gregor VII. der römischen Kirche Oberhaupt war.

§. 14.

Pipin in Rhätien.

Inzwischen das Geschlecht der Victoriden im Lande der Grisonen die höchste Gewalt erblich an sich gezogen hatte, waren auch die Franken, Rhätiens eigentliche Beherrscher, mächtiger worden. Ihr Reich, sonst unter mehrern Fürsten vertheilt, wurde durch den Muth und die Klugheit eines einzigen großen Mannes, des Königes Pipin, wieder verbunden, und durch die Einheit gestärkt (seit 752.). Pipin sah sich bald so furchtbar und groß, daß die Päbste seine Hülfe wider die Bedrückungen der longobardischen Könige anrie-

sen. Pipin kam. Zweymal zog er gen Italien über die Alpen, und bey diesen Zügen besuchte er das ihm unterwürfige Rhätien.

Man findet nicht, daß er etwas zur Verbesserung der rhätischen Landespflege angeordnet habe. Auch ihm scheinen die Grisonen-Gebirge nur als Vorwälle gegen die unruhige Lombardie, und ihre starken Bewohner als vortrefliche Glieder seiner Kriegsheere, wichtig gewesen zu seyn. Der Ehrgeiz und die Handlungsweise der Könige war sich in allen Jahrhunderten gleich; sie suchten selten in der Wohlfahrt des Volks ihr eigenes Glück, sondern das Volk mußte sein Glück in den Freuden der Herrschers glauben; es lag ihnen mehr daran, willenlose Maschinen, als Menschen zu regieren.

Zwischen Chur und Disentis strebt an den hohen Halden des Gebirgs, welches gegen Mittag in das bey Rhäzüns sich öffnende Domleschg schaut, ein einsamer Felsthurm empor. Schrof und entkleidet sind seine Wände, nur von einer Seite erklimmbar. Ab-

gründe lagern sich rings umher. Diesen Felsen erlas sich Pipin, der Franken-König, seinem Namen im Rhätier-Lande ein Gedächtniß zu stiften; auf dem Gipfel desselben erbaute er eine starke Veste, Hohentrims, um durch sie die benachbarten Thäler zu beherrschen. Mehr that Pipin des Nennenswürdigen nichts.

Dies sind die Schicksale der Bewohner Rhätiens seit ihrer ersten Erscheinung in der Geschichte der Völker, bis auf das J. Christi 800. Dunkel, abgerissen und verworren sind die Nachrichten von ihren ersten Begebenheiten, und nur um ein Weniges sichrer und heller können sie im folgenden Zeitraume werden.

Zweyter Zeitraum.

Geschichte der Sklaverey Rhätiens; d. i. von Victor dem Tyrannen und Karl dem Großen bis zum Ursprung der drey freyen Bünde und Abwerfung des zwingherrlichen Joches. Vom J. 800 — 1424.

[illegible]

[illegible]

Geschichte der Sklaverey Rhätiens.

§. 1.

Karls Sorge in Rhätien.

Die Geschichte der Grisonen verliert sich nun in der Geschichte eines furchtbaren mächtigen Staates, welcher Jahrhunderte lang die Welt mit Kriegen erschütterte, und als er endlich, durch endlose Fehden, Gährungen und Faktionen zerrüttet, zusammenstürzte, auch das Schicksal Rhätiens unter seinen dunkeln Trümmern verschloß.

Karl, der Sohn Pipins, erbte das Reich seines Vaters; er war der größte Fürst seiner Zeit, und Jahrhunderte vor und nach ihm lebte kein thatenreicherer Monarch. Als er den Thron bestieg, schienen die Völker ihrer großen Rasereyen müde zu seyn; aber un-

ter ihren schrecklichen Wanderungen war nun ganz Europa umgestaltet worden. — Kunst und Wissenschaft, wo sie ehmals geblüht hatten, waren vernichtet; die Weisheit und Geschicklichkeit der Vorwelt zum unglaublichen Mährchen herabgesunken; das Schwerdt der Mächtigen schrieb Gesetze und Pflichten; die Religion Jesu, zwar itzt schon durch den größten Theil Europas ausgebreitet, hatte ihren milden Geist verloren, und war düster geworden und blutdürstig wie sie; arglistige Herrschsucht und eifernde Schwärmerey behaupteten abwechselnd den Lehrstuhl des christlichen Glaubens; die Unwissenheit war so allgemein, daß selbst die Geistlichen nur selten fähig schienen, den nöthigsten Unterricht zu ertheilen.

Aber Karl fühlte tief die Gebrechen seines Zeitalters, und, so weit sein Zepter über die Abendländer reichte, versuchte er's mitleidsvoll und mühsam, die traurige Finsterniß zu verbannen. Er suchte die wenigen Gelehrten auf, zog sie an sich, und ermunterte sie durch glän-

glänzende Belohnungen. Er verbreitete ihre nützlichen Schriften, und errichtete Schulen und Bibliotheken. Er milderte den rauhen Sinn seiner Völker, und gab dem verwilderten Adel feinere Sitten. Der abentheuerliche Geschmack des Nordländers wurde durch ihn mit der Prachtlust des weichlichen Südlings gepaart. Im Frieden und im Kriege war er gleich groß. So lange er regierte stand es wohl um die Monarchie der Franken; von Innen herrschten Eintracht und Ordnung und Streben nach Recht und Licht; von Aussen umringte ein Kranz von fruchtbaren Siegen das Land.

Auch das Volk in den rhätischen Gebirgen war von seiner väterlichen Sorge nicht vergessen; doch werden die Wohlthaten, welche er demselben erwies, nur noch trüb' und verworren in der nebelhaften Entfernung jener Tage erkannt.

Lange und viel hatten die Grisonen, vor seiner Thronbesteigung, von der unruhigen

Nachbarschaft der Lombarden dulden müssen. Karl aber endete alle Fehden, als er mit seinen Herren über die Alpen gieng, in Italien eindrang, und das lombardische Reich (im J. 774.) beschloß.

Das Veltlin, dies zwanzig Stunden lange Thal, von üppiger Fruchtbarkeit trotzend, ist, wegen seiner Anmuth und Fülle, der Vorhof Italiens zu heissen. Jenseits der höchsten Gebirgsketten Rhätiens, dehnt es sich vom Aufgang zum Niedergang hin; gegen Süden gießt es durch mildere Berge mehrere kleine Nebenthäler aus. Der Fuß der Anhöhen wohnt im Schatten kleiner Fruchtwälder; ein ewiger Frühling und Herbst scheinen in diesem Paradiese an den Ufern der Adda zu spielen; selbst der Winter, in ehrfurchtsvoller Ferne auf den hohen mitternächtlichen Gebirgen, entrichtet dem großen Garten nur den Zoll neuer Lieblichkeit; von seinen unauflöslichen Eisfeldern herab sendet er Kühlung, um die Lüfte zu erfrischen.

Von einem Alpengürtel umschlungen, und

an Rhätien geheftet, war dies Thal von je-her ein Theil des Rhätier-Landes gewesen. In allen Revolutionen der Vorwelt scheint es dies geblieben zu seyn, bis auf die Tage Karls des Großen, in welchen er das lombardische Reich überwand. Damals wurden Veltlin und des Thales Nachbarschaften Puschlaf (Poschiavo) und Worms (Bormio) durch den Machtspruch des gebietenden Siegers von Rhätien abgeschnitten und in der Ländertheilung an denjenigen seiner Söhne gegeben, welcher die Krone des italiänischen Königthums zum Erbe erhielt. Die Einkünfte des Veltlins aber brachte der fromme Eroberer dem Himmel, gleichsam als ein Dankopfer für die errungenen Siege, und weihte sie der Abtey St. Denys, ohnweit Paris. Seit dieser Zeit sandten die Aebte ihre Verweser hieher, welche die Einkünfte im Namen jenes französischen Klosters bezogen.

Mehr vielleicht als von den Gewaltsamkeiten der Lombarden hatten die Grisonen von der Ungerechtigkeit und Habsucht ihrer innern

Feinde, den Mächtigen des Landes, erlitten. Ungestraft konnten bisher hier die Grafen und Ritter schalten nach den Eingebungen ihrer Lüste; noch war kein Gesetz für sie geschrieben; oder wenn es geschrieben war, so fehlte doch eine Kraft, ihre stolzen Häupter unter dieselben zu beugen. Karl sah die Noth des Volkes; er sandte den gelehrten Bischof von Rheims, Wolfhard genannt, im J. 813. wie einen Friedensengel zu den Grisonen, und ließ durch ihn ein Landesgericht stiften, die Klagen und Appellationen der Unterthanen zu vernehmen.

Am Fuße des hohen Falknisses, eine halbe Stunde vom St. Luziensteig ruht in einer heitern fruchtbaren Landschaft Mayenfeld (das alte Lupinum). Dort sammelte ein Gesandter des Kaysers alljährlich ein öffentliches Gericht um sich, wo der Reiche und der ärmste Mann des Landes Gehör empfieng. Im Maymond jeden Jahrs wurde das Gericht unter einem Lindenbaum im Freyen gehalten.

Die höhere Gerechtigkeitspflege wurde den

im Lande wohnenden Grafen überlassen; die niedre war besondern Richtern und Vicarien anvertraut. Aber der Gesandte, als des Kaysers Stellvertreter, übte über alle die oberste Gerichtsbarkeit aus, nach den strengen und bestimmten Gesetzen des Monarchen. Wo ein Graf oder Richter falsch gerichtet hatte, wurde er bestraft, und gezwungen das Unrecht zu vergüten. Alle schlechten Richter (Advokaten, Vicedomen, Vicarien und Centenarien genannt) sollten der Stellen entsetzt, und statt ihrer solche gewählt werden, welche die gerechte Sache zu erkennen und zu bestimmen Fähigkeit und Willen besäßen. Wenn ein ungerechter Graf erfunden würde, sollte er sogleich angezeigt werden. So lautete Karls ausdrücklicher Wille. So sorgte er für seine Rhätier, die dankbar seinen Heeren die muthigsten Streiter lieferten.

Auch ihre Tapferkeit krönte er mit Ehren. Er gab ihnen, und den Allemanniern oder Schwaben, überall in den Schlachten das Recht des Vorrangs, so daß ihre Reihen je-

desmal die ersten waren, welche das Treffen begannen. Und diesen Vorzug behielten die Rhätier in langen Zeiten.

§. 2.

Rhätien wird von den Söhnen Karls den Großen vernachläßigt.

Ungeachtet der ansehnlichen Besitzungen der einzelnen Grafen, deren schon damals mehrere in Rhätien herrschten und namhaft wurden, wie z. B. die Grafen von Chur, die Grafen von der Landquart, deren Gebiet sich von den Ufern der Landquart an beyden Seiten des Rheins bis zum Crispalt emporstreckte, der Grafen von Laar, von Masar, von Feldkirch, von Werdenberg u. s. w. und ungeachtet der Reichthümer des bischöflich-churischen Stuhls, besaß der Kayser im Lande selbst doch noch viele eigenthümliche Oerter, Gerechtsamen und beträchtliche Steuern und Abgaben. Diese und seine übrige Fürstenrechte ließ er durch einen obersten Statthalter verwalten.

Als Thello, der am Ende des vorigen Zeitraums erwähnte Sohn des Tyrannen Victor, gestorben war, wurde Constantius II. sein Nachfolger in der bischöflichen Würde, und Karl erhob diesen Geistlichen zugleich zum Statthalter (Rector) des weltlichen Rhätiens.

Aber mit dem Tode Karls starben auch zugleich die Ordnung und der Friede Rhätiens. Sein Sohn Ludwig war ein schwacher Regent, und ein noch schwächerer Vater, dessen drey Söhne die große fränkische Monarchie unter sich theilten, und also drey neuen verschiednen Königreichen, Italien, Deutschland und Frankreich, den Ursprung gaben. Rhätien fiel den deutschen Königen zu. Aber diese Könige, bald von innerlichen Reichszerrüttungen, bald vom Kampfe gegen die benachbarten Nationen der Normänner, der Slaven, der Ungarn beschäftigt; verwickelt in eben so ungeheuern Plänen, und widrigen Ereignissen, wie ehmals Karl der Große, aber selten ausgerüstet kaum mit der Hälfte seiner Kraft; irregeleitet von Miethlingen und

Lieblingen; mehr den Mönchen, als der Religion ergeben — vergaßen des Volks in den Gebirgen. Da hauseten nun die Statthalter, Bischöfe, Grafen und Herren nach loser Willkühr, übler denn je zuvor; sie sandten aber den Kaysern Tribute, Steuern, Zölle und Mannschaften für die Heere, dafür sie unbekümmert regierten.

Ohngefähr zwanzig Jahre nach dem Tode des großen Karls, als Ludwig der Fromme noch herrschte, war Adelbert in Rhätien der berühmteste Herr, und des Landes Verwalter, im Namen seines Kaysers. Er war der Sohn Hunfrieds, welcher genannt wird ein Graf in Histrien und Rhätien, und seinem Namen im Gaster ein Gedächtniß stiftete, wo er das Kloster Schennis in dem J. 806. gründete, als Karl sein Reich an die Söhne vertheilte. Adelbert wurde noch mächtiger, als er nach Erlöschung des alten Geschlechts der churischen Grafen in einen Theil ihrer Besitzungen trat, und dadurch auch die Grafschaft Bregenz empfieng.

Aber seine Ruhe unterbrach plötzlich ein Rath und Liebling des Kaysers, welcher es durch mancherley Künste vom Monarchen erhielt, Statthalter in Rhätien zu werden; er nannte sich Rupert. Dieser zog, da Adelbert ihm nicht gutwillig den Sitz in den Gebirgen räumen wollte, mit kayserlichen Völkern dahin, und vertrieb Adelberten mit Kriegsgewalt. Hunfrieds Sohn floh zu seinem in Histrien herrschenden Bruder, rüstete ein Heer aus, drang bis zwo Stunden von Chur vor, wo er dem Rupert beym Dorfe Zizers ein schweres Treffen lieferte. Adelbert siegte; Rupert wurde in der Flucht von seinem Rosse tödtlich verwundet und in Lindau begraben. So herrschte nun Adelbert wieder als Landvogt so lang er lebte, und ließ seine Würde erblich an Adelreich seinen Sohn, der über Rhätien waltete, als Ludwig König der Deutschen war, und die oberste Fürstengewalt über das Herzogthum Schwaben (dem auch Rhätien zugezählt wurde) Berchtmajer, im Namen des deutschen Königes, übte.

Aus dieser angeführten Begebenheit Adelberts kann jedermann ohne Mühe einsehn, wie sehr damals das Land der Grisonen von seinen höchsten Besitzern vernachläßiget wurde.

Unter solchen Umständen wußten sich die verschiednen Grafen Rhätiens immer unabhängiger und reicher zu machen; und das Hirtenvolk dieser Gebirge mußte mit schweigender Geduld die Fesseln der grausamsten Tyranney von den Händen der Mächtigen annehmen, deren feste Schlösser hoch über den Thälern an den Halden der Felsen hiengen.

Unter allen Baronen des Landes erhoben sich am meisten die Bischöfe von Chur; die Gewogenheit der Kayser und Könige, der fromme Aberglaube des Volks und die Klugheit der Geistlichen, welche aus den verworrensten Staatshändeln die beßten Vortheile zog, brachten dem bischöflichen Stuhl solchen Glanz und Einfluß zuwege, wie er in vorigen Zeiten nie besaß. Die Zeitrechnung der anwachsenden Gewalt des Bisthums beginnt mit

der Herrschaft der Victoriden, und ihrer Besetzung der Bischofswürde. Noch von jenen Tagen her führen die churischen Prälaten das Wappen jener mächtigen Familie; von jenen Tagen an erweiterte sich alljährlich ihr weltliches Gebiet, dessen Bewohner Leute des Gotteshauses genannt wurden. Die Geschichte jener Zeit weiß von ihnen nichts, als ihre Gränzstreitigkeiten, Länder- und Gütertausche, erworbne Privilegien u. s. w. zu erzählen; sie lebten mehr für die Erde, deren Eitelkeit sie verachten lehrten, als für den Himmel, welchem sie sich geweiht hatten.

Doch seit Constantius, unter Karl dem Großen, hatte keiner derselben wieder, wie er, die Statthalterschaft über Rhätien besessen. Erst dem Bischof Dietolf, welcher im J. 887. das Bisthum empfangen hatte, gelang es, und von allen Bischöfen zum letztenmal, in seiner Person die höchste geistliche und weltliche Würde Rhätiens zu vereinigen, nach dem Tode des Landvogt Adelrich.

§. 3.

Rhätien unter den sächsisch-fränkischen Kaysern.

Nicht länger, als ein Jahrhundert, hatte der Geschlechtsstamm Karl des Großen gegrünt; da erstarb er für Deutschland in Ludwig dem Kinde auf ewige Zeiten. Es erwählten sich die deutschen Fürsten zum Oberhaupt Conrad I. bisherigen Herzog von Franken, im J. 912. welcher Schwaben als ein Herzogthum mit dem deutschen Reiche verband, und es dem schwäbischen Graf Burchard von Buchhorn zur Lehen gab, einem der mächtigsten Ritter dieser Gegenden, der schon vorher, ausser andern Landschaften, auch das Engadin im churischen Rhätien, Algaüw, Hegaüw u. s. w. besessen hatte. Burchard war eben so berühmt durch seinen Reichthum, als durch seinen Heldenmuth. Er gab von beyden Proben. Damals war ein neues Königreich am Fusse des Jura aus einigen zusammengerafften Provinzen entstan-

den; man nannte es das neuburgundische. Es verschlang die schwachen Nachbarschaften in sich, und drohte endlich selbst den rhätischen und schwäbischen Ländern. Da griff Burchard zu den Waffen und demüthigte den König von Burgund in einer Feldschlacht bey Winterthur, im J. 919. Rudolf von Burgund, der zweyte dieses Namens, dankte dem Sieger, daß er seinen Sieg nicht verfolgte, und nahm sogar die Tochter des Schwaben-Herzogs zur Gemahlin. Um seinem Schwiegersohn ein würdiges Hochzeitgeschenk zu geben, zog er mit seinen Völkern über die Alpen, als die unruhigen Lombarden dem König von Burgund ihr Land angeboten hatten. Er wollt' es ihm zusichern – aber er kehrte nicht wieder heim; der Bischof von Mayland ließ ihn durch Meuchelmörder umbringen (ums J. 926.) Heinrich der Vogelsteller war damals deutscher König; er gab das Herzogthum Schwaben dem Landgraf Hermann von Hessen zu Lehen.

Die Landschaften aber, welche einst, der

mächtige Burchard in Rhätien besessen hatte, waren von ihm selbst an seinen Enkel Huldrich abgetreten worden, der sie nur kurze Zeit behielt, und sie im J. 922. an den Graf Berchtold übergab, da er als Bischof nach Augsburg gieng.

Deutschland blutete in diesen Zeiten unter den Einfällen der wilden Ungarn, eines Volkes, entsprungen im fernen Asien. Sie hatten sich jener Gegenden an den Ufern der Donau bemächtigt, welche dem Alterthum unter dem Namen Pannoniens bekannt waren; von dort aus streiften sie ungehindert bis in das Herz des deutschen Reiches und erschienen endlich mit ihren Grausamkeiten selbst im Innern von Rhätien. Sie raubten den Alpen ihre Heerden, der Hirten Schätze, und schleppten unermeßliche Beute aus allen Gegenden zusammen gegen Bayern. Aber dort ereilte sie Kayser Otto der Große, Heinrichs des Vogelstellers' Sohn. Mit ihm focht vereint an den Ufern des Lechstroms ein schwäbisch-rhätisches Heer wider

die Ungarn. Lange hatte man von keiner Schlacht gehört, so blutig, groß und entscheidend, wie diese war am 10. August des J. 955. Die Niederlage der Ungarn war schrecklich; nur wenige von ihnen konnten entrinnen, um den Bewohnern ihrer Heimath das Schicksal ihrer Brüder zu erzählen. Auch von Seiten der Deutschen waren Tausende in dieser Schlacht gefallen; unter ihnen Burchard, der Rhätier Feldherr.

Dieser Burchard war damals Herzog der Schwaben und Rhätier. Seit dem Tode Hermanns von Hessen (im J. 949.) hatte nämlich Luitolf, ein Sohn des Kaysers Otto, das Herzogthum zu Lehn empfangen. Aber er war desselben von seinem Vater wieder entsetzt und verjagt, und Graf Burchard an seiner Stelle mit dem Herzogthum belehnt worden, weil Luitolf wider die Vermählung seines Vaters mit Adelheiden von Burgund gezürnt hatte. Schwer war der Groll Luitolfs und seines Vaters gegen einander; beyde lagen zuletzt wider sich mit großen Heeren

zu Felde, und schon standen beyde an der Iler in Schwaben in Schlachtordnung zum blutigen Angriff bereit.

Es geschah dies im J. 953. als Hartbert Bischof zu Chur war. Hartbert, da er hörte, wie Sohn und Vater wider einander das Schwerdt gezogen, eilte hinaus, und versuchte mit Hülfe des Augsburger-Bischofs eine Versöhnung zu stiften. Es gelang ihm zwar dies schöne Werk nicht, aber doch, daß er dem wüthenden Sohne die Waffen aus den Händen rang, indem er ihm seine schwäbisch-rhätischen Soldaten abspenstig machte. Da floh Luitolf bestürzt von dannen. Aber Hartbert hatte seine edle That noch nicht vollendet. Er wußte endlich durch seine Bitten das Herz des zürnenden Vaters und Kaysers zu erweichen; Luitolf erschien baarfuß und mit unbedecktem Haupte vor Otto, flehte Vergebung, und — Hartbert hatte gesiegt.

Luitolf wurde wieder in sein Herzogthum erhoben; aber einige Jahre nachher (957.)

starb

starb er in Italien, wohin ihn sein Vater gegen die Rebellen geschickt hatte.

Unter ihm, wie unter den auf ihn folgenden schwäbischen Herzogen genoß Rhätien einer wenigstens scheinbaren Ruhe. Die Bischöfe, Aebte und Baronen wetteiferten mit einander in der Bereicherung ihrer Gewalten; die friedsamen Bewohner der Thäler und Alpen entrichteten duldend ihre Zinsen, und weideten in stiller Eintracht an den Bergen ihre Heerden, inzwischen tausend andre ihrer Brüder in den Heeren deutscher Fürsten an den Ufern des Po und der Elbe den Ruhm der rhätischen Waffen glänzend machten. Alle Vortheile und Privilegien, welche sich die rhätischen Grafen mit Gewalt oder List errangen, waren für die unterthänigen Tausende kein Gewinnst, sondern nur zu oft nichts, denn neue Ringe ihrer Sklavenkette.

Glücklicher, als ihre übrigen Landesgenossen, waren die Einwohner des Thales Bregell, jenseits der hohen Alpen, in Italiens Nähe.

Dieses fruchtbare, sechs Stunden lange Thal, vom hohen Septimer und Majöla vor den rauhen Nordwinden geschützt, und von der Maira durchströmt, welche diesen Bergen entrinnt, trug vor Alters den Namen einer Grafschaft. Durch manchen Tausch und Kauf kam sie endlich an das churische Gotteshaus; doch nie hatten die Bischöfe in diesem Thal eine unbeschränkte Gewalt besessen. Kayser Heinrich II. aber bestätigte den Bregellern alle Freyheiten und Gerechtsame, so sie aus dem Alterthume geerbt hatten, und erklärte sie für freye Leute im Schirm des Heil. Röm. Reichs, unabhängig von allen Grafen und Herzogen.

Schon itzt war Rhätien in viele einzelne Theile, Herrschaften und Regimente zerschnitten, und aller Gemeingeist unter den Bewohnern der Alpen getödtet, durch welchen sie einst so stark, und allen Nachbarschaften furchtbar geworden waren. Einzelne Landschaften gehörten unmittelbar zum deutschen Reiche; andre wurden zu dem Herzogthum Schwaben oder Allemannien gezählt, woher wahr-

scheinlich dieser Theil Rhätiens den Namen des hohen Allemanniens (ital. la Limagna alta, romanisch la Limagn'auta) empfieng; wieder andre gehörten eigenthümlich dem churischen Bisthum, unter dem allgemeinen Namen des churischen Rhätiens; noch andre waren besondern Baronen unterworfen, welche unter dem Titel freyer Grafen unbeschränkt herrschten, und von niemandem als dem Kayser, oder dem schwäbischen Herzog abgehangen zu haben scheinen. Die Kayser selbst hatten verschiedne derselben vom Auslande hieher verpflanzt, um durch sie die rhätischen Gebirgspässe für das Reich zu sichern. Zu solchen gehören die Familie des Grafen Berchtold, welcher im Anfang des zehnten Jahrhunderts Herr des Vinstgaus und Etschlandes wurde, und nach Huldrichs (Burchards von Buchhorns Enkel) Abgang auch das Engadin empfieng — die Familie der Grafen von Bregenz — der Grafen von Sargans, welche aus der vorigen stammten — der Grafen von Werdenberg oder Montfort und andrer

mehr. Aber lichtlos und unauflöslich verworren ist die Geschichte ihrer Geschlechter, und der Schicksale ihrer allerley Wechsel unterworfenen Besitzungen.

Auch im Veltlin hatten sich allmählig, begünstigt von den Verwirrungen des deutschen Reichs, der Ohnmacht der Kayser und der Entfernung der Abtey St. Denys in Frankreich, die Verwalter derselben in diesem Thale einer starken Unabhängigkeit genähert. Sie herrschten unter dem Namen der Vicedomen im Veltlin, und machten ihren Einfluß auf die Nachbarschaften des Thales in den Fehden derselben auf mannigfache Weise geltend. Späterhin, als die Wuth der Faktionen und die Zwietracht des halben Europa's überall die hergebrachten Ordnungen vernichteten, rissen diese Vicedomen die schwachen Bande ab, mit welchen sie noch an die deutschen Könige gebunden waren, erbauten sich eigne Vestungen und trugen den Namen der Capitanern.

Aber die Zeiten der traurigen, großen Anarchie traten bald herein.

§. 4.

Rhätien leidet durch Faktionen.

Eine unabänderliche Wildheit der Sitten, ein stolzer kriegrischer Geist war den Einwohnern unsers Welttheils aus den Tagen der Völkerwanderungen übrig geblieben. Nur kriegerischer Muth öffnete die Bahnen zur Ehre und Größe; noch waren andre Wege unbekannt, sich Verdienste für den Staat zu erwerben; die Wissenschaften der Vorwelt lagen verloren und vergessen, die Künste des Friedens waren noch unerfunden. — Ackerbau, Viehzucht, die nothwendigsten Handwerke und ein geringer Handel war Alles, und nur die Beschäftigung derer, welche nicht ihr Glück unter den Waffen suchten. Die Geistlichkeit des ganzen christlichen Europas machte einen eigenen Stand aus, dessen Monarch zu Rom unumschränkte Gewalt über Fürsten und Unterthanen übte. — Der Adel, welcher entweder aus den Geschlechtern der Fürsten stammte, oder durch Kriegesthaten gewonnen ward,

genoß allein die höchsten Freyheiten und Vorzüge; jeder andre Bürger des Staats war verachtet, oder gar Sklave. — Die Kayser und Könige selbst wurden von der Macht des Adels, die sie durch die Lehnsverfassung geschaffen hatten, abhängig. Die Grafen, welche in den Provinzen von ihnen angestellt waren, nur als königliche Richter die Gerechtigkeit zu verwalten, verwandelten ihre Grafschaften eben so gut in ein erbliches Eigenthum, wie die großen Feldherren, welche mit Herzogthümern belehnt worden waren. Die siegende Gewalt des Stärkern entschied und trat an des Gesetzes Stelle; wer sollte es hindern, wenn sich die Vasallen unabhängig von den Landesfürsten machten, und jeder seinen Ruhm in der Unterjochung andrer fand? Die Unwissenheit war so groß, daß man anfieng den gelehrtern oder klügern Mann in den Verdacht der Zauberey zu ziehn; und das daraus quellende Sittenverderbniß tilgte fast den Namen jeder Tugend von der Erde, so daß Söhne wider ihre Väter, Arme gegen ihre Wohlthäter den

Dolch zückten. Mit gedankenlosen Feyerlichkeiten und reichen Schenkungen an Klöster und Kirchen wähnte man den zürnenden Himmel zu versöhnen.

In Rom thronte damals Gregor VII. auf dem päbstlichen Stuhl; eben der welcher (im J. 1074.) allen Priestern das ehelose Leben zum Gesetz machte, und Kaysern und Königen wie seinen Unterthanen befahl. Heinrich IV. welcher um diese Zeit das deutsche und italiänische Reich beherrschte, wagte es, das eiserne Joch päbstlicher Gewalt abzuwerfen, und sein erster Schritt, welchen er für die Erfüllung des großen Entwurfes that, theilte Europa in zwey wüthende Faktionen. — Heinrich wurde vom Pabst in den Bann gethan und seines Reichs entsetzt, statt seiner aber Rudolf, der Herzog von Schwaben, auf den königlichen Thron der Deutschen gehoben, dessen und des Pabstes mächtigster Verfechter Welf der Bayer-Fürst ward. Tausende hiengen diesem, Tausende jenem an, je nachdem das verschiedne Intresse winkte. —

Heinrich aber erlag beynah' in diesen Ungewittern; gnadebetend stand er drey Tage lang unter den Fenstern des päbstlichen Schlosses, angethan mit einem groben Kittel, in bloßen Füssen und unbedecktem Haupte. Da brach Zwietracht aus in allen Gegenden des Reichs, und ein verheerender Bürgerkrieg verbreitete sich von den Küsten des Mittelmeers bis zu den Gestaden der Nord- und Ostsee.

Auch Rhätien wurde von der Wuth des schwarzen Faktionsgeistes ergriffen, an welcher die Hälfte Europens erkrankte. Der größere Theil der Grisonen blieb unerschütterlich dem verfolgten Kayser treu; aber Henricus, der Bischof von Chur, hieng mit den Seinigen an des Pabstes Wünschen, und stritt gegen die Freunde des banntragenden Monarchen.

Ein unerhörtes Schauspiel begann nun in Rhätien; der Zwist der Gemüther bemächtigte sich des friedsamen Hirtenvolks. Brüder verschworen sich gegen ihre Brüder, Söhne ermordeten ihre Väter; die heiligsten Bande der

Freundschaft lagen zerrissen; keine Gegend, kein Thal blieb unbefleckt vom Blute der Bürger. — Kayser Heinrich war inzwischen nach Deutschland zurückgekommen, um an der Spitze eines treuen Heers seine verlorne Krone wieder zu erobern. Dreymal fiel er in Schwaben ein, dessen Herzog sein Gegenkayser war; aber fruchtlos. Welf von Bayern machte ihm Schwaben wieder abtrünnig, und eroberte mit leichter Mühe das in sich selbst streitende Rhätien im Frühlinge des J. 1079.

Erst mit dem Tode des Schwaben-Herzogs Rudolfs (1080.) endigte der allgemeine Jammer; Kayser Heinrich aber verlieh Schwaben und Rhätien seinem treuen Vertheidiger Friedrich von Hohenstaufen, dessen Geschlecht von nun an zwey Jahrhunderte (bis 1268.) im Besitz dieser Lande blieb.

§. 5.

Rhätien leidet Gewalt von seinen Geistlichen und Rittern.

Rhätien genas unter den Hohenstaufen von seinem Elende nicht; denn Unwissenheit,

Geiz und Herrschsucht hatten auch hier, wie im übrigen Deutschlande, allzutiefe Wurzeln geschlagen. Adel und Geistlichkeit theilten unter einander die Tyranney über die Grisonen, und Laster aller Art wohnten selbst in den Zellen derer, welche den Menschen die Tugend predigen sollten. So schwang sich, nach dem Tode des obgenannten Bischof Henricus, Nortbert auf den erledigten Stuhl, durch Bestechung der Wählenden; aber ein Synodus zu Quedlinburg setzte ihn, den die Geschichtsbücher einen geitzigen Despoten nennen, im J. 1085. wieder ab. Einer seiner ersten Nachfolger, Ulrich genannt (seit 1104.) war der vornehmste von denen, welche den Sohn des unglücklichen Kaysers Heinrichs IV. wider seinen bekümmerten Vater aufwiegelten, und neues Elend über Deutschland brachten. — So konnten Bischöfe handeln, welche dem Volke mit dem Beyspiele der Frömmigkeit vorwandeln sollten! — Aber auch in den Klöstern herrschte statt der Andacht nur zu oft eine zügellose Sittenlosigkeit; am verrufensten war

das Kloster zu St. Luzi in Chur, welches zu der Zeit von Benediktinern besetzt war. Konrad, der Bischof von Chur, vertrieb sie (ums J. 1130.) und gab das Kloster den Mönchen Prämonstratenser-Ordens.

Die Ritter im Lande trieben, von den Burgen aus, nach Gefallen ihr Wesen; zogen wenn es an heimischen Fehden mangelte, in auswärtige Kriege, oder gegen Palästina zur Wiedereroberung des heiligen Grabes, oder legten sich, um Beute zu machen, auf Strassenräuberey, und liessen Messen für ihre Seele lesen nach dem Tode.

Die vielfache Zerstückelung Rhätiens, die gegenseitige Eifersucht der Edelleute und der Mönche, das verschiedne Intresse der verschiednen Gegenden hob alle Gemeinschaft der Grisonen unter sich auf, welche schon nur allzusehr durch ihre Gebirgswände und Sprachen von einander gesöndert waren. Sie hatten kein gemeinsames Intresse, keine gemeinsamen Freyheiten, mithin auch kein gemeinschaftliches Vaterland mehr. So durch die künstlichen

Trennungen gelähmt, waren sie reif zur elendesten Sklaverey. — Oft lag eine Gegend Rhätiens mit ihren Nachbaren im schweren Hader, inzwischen man am andern Theile des Landes kaum davon wußte, und sich so wenig darum kümmerte, als um den Krieg fremder Welttheile.

Mayland erhob damals unter den Städten Italiens ehrsüchtig und herrschsüchtig am meisten das Haupt empor; es verachtete die Herrschaft der deutschen Könige; war unersättlich nach den Vergrößerungen der Macht, und verletzte selbst die Gränzen der Grisonen. Mayland, verbunden mit vielen andern volkreichen und mächtigen Städten des mitternächtlichen Italiens, arbeitete an der Unabhängigkeit der Lombardie. Die Bürger dieser Stadt waren so verwegen, daß sie einstens die Kayserin Beatrix, Kayser Friedrichs des Rothbarts Gemahlin, öffentlich beschimpften. Als diese Fürstin gekommen war, die Stadt zu besehen, setzte man sie rücklings auf einen Esel, befahl ihr den Schweif desselben zu halten, und

führte sie so durch die Straßen von Mayland. Aber Friedrich rächte die Schmach. Er erschien mit einem Heere vor den Thoren, eroberte (1162.) die Stadt und zerstöhrte sie. Zum ewigen Fluch ließ er Salz über den geschleiften Trümmern säen.

Doch bald richteten die zerstreuten Mayländer ihre niedergestürzten Mauern wieder auf, und ihre Feindseligkeiten erneuerten sich mit denselben. Sie dehnten ihre Herrschaft selbst über das Veltlin aus, und machten Ansprüche auf Chiavenna, Bormio und Poschiavo, wiewohl diese Thäler und Flecken längst durch eine Reihe kayserlicher Schenkungsbriefe Eigenthum des churischen Bisthums waren. Man griff zu den Waffen (1186). Die Fehden Maylands und Churs waren fast endlos, und die Kayser zu sehr mit ihrer eignen Sicherung in der allgemeinen Anarchie beschäftigt. Auch der Bischof von Como, als Gränznachbar, mischte sich in den Streit, da Mayland ihm das Herrscherrecht über Bormio abtrat, und erklärte

sich gegen Chur. Zehn Jahre lang dauerte der Kampf, bis Como endlich den Sieg des blutigen Prozesses gewann, und die strittigen Ortschaften an sich zog.

§. 6.

Kayser Friedrich der Rothbart wird Rhätiens Wohlthäter.

Seit mehrern Jahrhunderten war kein Kayser von größerer Kraft, und wohlthätiger für das sich selbst überlassene Rhätien erstanden, als Friedrich I. sonst der Rothbart genannt. Der Geist des großen Karls und Otto's des Großen schwebte über ihm. Er, entsprossen aus dem Hause der Hohenstaufen, einst Rhätiens Herzog, vergaß auch dieser Thäler nicht, da er schon die kayserliche Krone trug. — Mit weiser Kunst wußte er die stolzen, nebenbuhlerischen Partheyen des rhätischen Clerus und Adels an sich zu ketten. Er erhob (im J. 1170.) den Egino von Ehrenfels, Bischof zu Chur, und alle seine Nachfolger in den Reichsfürstenstand, und bestimm-

te (schon im ersten Jahre seiner Regierung) in einer Bulle die Gränzen des rhätischen Bisthums, daß sie sich erstrecken sollten: Vom Thuner-See, an den Ufern der Aar hinauf bis zu den hohen Alpen, und durch die Alpen an den churischen Gränzen bis zum Flecken Monticell (Montigel) im Rheinthal, und an der Sitter (Syndrona) entlang bis zu ihrem Ursprung, und bis zum Himelberg; und von da bis zum Rhein, (wo ehmals König Dagobert in einen Felsen das Bild des Mondes hauen ließ, um die Gränzen Burgundiens und des churischen Rhätiens zu bezeichnen); und mitten durch den Rhein bis zum See.

Um den tapfern Adel des Gebirgslandes an sich zu ziehn, nahm dieser Kayser beständig mehrere der edelsten Glieder desselben in sein Gefolge, und ehrete sie vor Allen.

Auch war er es wahrscheinlich, der, wie ein zweyter Rhätus, die noch unbewohnten Gegenden dieses Hochlandes mit schwäbischen Colonien bevölkerte, welche er dahin sandte.

Noch waren der Rheinwald, dies schmale, von hohen Bergen eingemauerte Thal, umringt von Eisthürmen, ewigen Gletschern und unübersehbaren Schneefeldern denen der junge Rhein entquillt — noch Tschapinen und Saffien, des fruchtbaren Heinzenbergs wilde Nachbarschaften — noch Avers und andre der höchsten Alpenthäler Rhätiens unbekannte Wildnisse. Um diese Zeit aber müssen sie wirthbar geworden seyn; noch heutiges Tages verräth Sprache, Tracht und Sitte ihrer Bewohner den altschwäbischen Ursprung. Sie standen wahrscheinlich lange unter dem unmittelbaren Schutz der schwäbischen Herzoge; erst nach dem traurigen Untergange der Hohenstaufen begab sich der Rheinwald in den Schirm des Freyherren Walthers von Vatz (im J. 1277.)

So verewigte sich Friedrich der Rothbart unter den Grisonen; er schirmte Rhätiens Ruhe, mitten unter allen Stürmen in welchen er stand, angefochten von der Treulosigkeit

seiner

seiner Vasallen, vom Stolz der Fürsten, von der furchtbaren Macht der Päbste. — Noch einer, wie Er, stand bald nach ihm auf, sein Enkel; unter den Kaysern Friedrich II. Dieser hielt mit starker Faust die Ehre des deutschen Reichs, so lang' er lebte, aufrecht. Aber als er starb (1250.) erlosch Deutschlands Glanz über seinem Grabe. Lange loderte schon, angeblasen von den Päbsten, das Feuer der Zwietracht, in den Herzen der Deutschen. Rom haßte das erhabne Geschlecht der Hohenstaufen, und mit den Welfen (oder den Bayern, der schwäbischen Kayser ewige Gegner) verbunden, schwor es den Sturz desselben. Die Anhänger und Freunde des kayserlich-schwäbischen Hauses, Gibellinen (oder Waiblinger) geheissen, bildeten eine mächtige Gegenparthey, und liessen sich muthig mit ihren Feinden in einen Kampf auf Tod und Leben ein. Ein großer Theil unserer Weltgegend wurde in die Händel dieser ungeheuern Faktionen versponnen,

und fast zwey volle Jahrhunderte wurden mit ihren Schlachten ausgefüllt. Kayser und Gegenkayser wurden auf den Thron geführt und herabgestürzt; alle Bande der Eintracht lagen zerrissen, alle Gesetze zerbrochen da; jeder focht für seine Sicherheit, indem er sich zu einer der Hauptfahnen gesellte.

Auch Rhätien nahm bald größern, bald geringern Antheil an dem langen Krieg der erbitterten Partheyen. Aber wichtiger, als die Tapferkeit rhätischer Heerhaufen in den einzelnen Treffen, zu welchen sie, als Miethlinge, von ihren Gebietern geführt wurden, muß uns der Einfluß dieser allgemeinen Gesetzlosigkeit auf das Schicksal des Hochlandes seyn.

§. 7.

Anarchie in Rhätien.

Kaum war der Politik Roms der entsetzliche Streich gelungen, und das Haupt des letzten Hohenstaufen, Conradins Herzogs von Schwaben, auf der Blutbühne zu Nea-

pel unter dem Beile des Henkers gefallen (am 26. October 1269.), so war Rhätien von Schwaben für immer losgerissen. Hier herrschten nun fortan ganz unabhängig die kleinen und großen Herren, als: Die Bischöfe von Chur, die Aebte von Disentis, die Grafen von Bregenz, Werdenberg, Sargans, Mätsch, Montfort, Masox, u. s. f. die Freyherren von Rhäzüns, Aspermont, Vaz, Bellmont, Montalt u. s. f. und die einzelnen freyen Gemeinden, deren freylich wenige waren. Sie bildeten kein zusammenhängendes Ganze, sondern eben so viele kleine sich mit feindseligen Augen bewachende Staaten, welche fast nichts mit einander gemein hatten, als daß sie sämtlich Kayser und Reich für ihr Oberhaupt erkannten. Aber dies Oberhaupt, war es damals mehr, als ein Schatten?

Die Anarchie Deutschlands wurde auch Rhätiens Anarchie; die Trauerspiele, welche dort ganze Völker aufführten, wurden auch im Kleinen innerhalb unsrer Gebirge gespielt.

Die Grafen bekriegten sich wechselseitig, und die Bischöfe, statt, ihrer Würde gemäß, Vermittler und Friedensstifter zu seyn, zeigten sich nicht selten im Panzer an der Spitze ihres Heers, von den Felsenschlössern ihrer Feinde. Sie vergeudeten die Güter der Kirchen, und raubten, um ihrer Prachtliebe und Wollust zu fröhnen, ungerechte Schätze zusammen.

Bischof Rudolf, der das Bisthum für 2400. rheinischer Goldgülden vom Pabst gekauft hatte (ums J. 1220.), schlug es dem Kayser Friedrich II. ab, ihn in den Krieg zu begleiten, und zahlte ihm lieber 2800. Rh. Goldgülden, weil ihn der Arm einer Buhlerin fesselte. Durch seine ungeheuern Verschwendungen erschöpft, fiel er zuletzt darauf, im Namen des Pabstes die Vergebung der Sünden um baares Geld zu verkaufen, und die bisher noch unbekannten Ablaßbriefe (im J. 1225.) denen zu ertheilen, die an sie glaubten.

Eine andere Laune beseelte den dritten seiner Nachfolger, Volkharden (seit 1238.);

er sparte, um bauen zu können. Das Schloß Friedau in Zizers empfieng durch ihn das Daseyn, und die Burg Guardovall im Engadin auf der Felsenhöhe über Madulein wurde der Schrecken des Camogasker-Thales, der Wohnsitz bischöflicher Landvögte. — Baulustig, wie er, war auch der Bischof nach ihm, Heinrich, ein Graf von Montfort; er führte einige Schlösser auf, und kaufte eben so viele an sich. Schweigend duldeten es die unglücklichen Thalbewohner; sie selbst trugen Steine zum Bau ihrer Kerker — noch war ihr Elend nicht drückend genug, um die Ketten sprengen zu müssen.

Eben dieser Heinrich war einer jener besagten Geistlichen im Panzer; doch ist's nur dunkel, wo ihn die Geschichte zum Krieger macht. Er schlug, sagt sie, die Longobarden bey Hohenembs (Amisium im Rheinthal); doch mögen diese Longobarden vielleicht nur ein zusammengelaufnes Gesindel gewesen seyn, ausgeworfen von den Gährungen und Kriegen Deutschlands; und er reinigte

die Gränzen. Desgleichen stiftete er Frieden, (1277.) als die Bregeller und Clävner, seit achtjähriger Fehde noch nicht müde waren, sich ihre Burgen und Alphütten wechselweis zu zerstöhren.

Durch Erbschaften und kleine Eroberungen bereichert, war zu diesen Zeiten neben den Geschlechtern derer von Montfort und Werdenberg keines blühender und mächtiger, als das Geschlecht der Freyherren von Vatz, entsprossen aus dem uralten Stamme der Herren von Rhäzüns, die einst in Rhätien gewaltig waren. Sie hatten zwar Vesten nach ihrem Namen errichtet, deren eine oberhalb Stein, die andre aber am Fuß des hohen Calanda, dem Rhein nahe stand. Ihnen waren unterworfen die Thäler Prättigäu, Davos und Schamsik; dann Mayenfeld, Malans und was des heutigen Graubündens zehn Gerichte umfangen; auch die Thäler Rheinwald und Schams, und stattliche Schlösser im anmuthigen Domleschg. — Nicht ihre Macht allein, auch ihre Tapferkeit machte die Freyher-

ren von Vatz furchtbar; aus ihrem Hause giengen zu allen Zeiten mannliche Kriegshelden, oft zum Schutz der Waysen und Wittwen und Bedrängten hervor.

Rudolf Graf von Rapperswyl war gestorben, welcher seine Landschaft von der Abtey St. Gallen zu Lehen trug. Aber seine Wittwe, Elisa von Homburg, weigerte sich das Lehen zurückzugeben, in Hoffnung eines fähigen Erben, dieweil sie noch schwanger gieng. Und als der Abt von St. Gallen, Berthold von Falkenstein, sie mit Krieg überzog, und die verlaßne Frau in ihrer Noth um Hülfe rief, brach Marquard von Vatz gegen den Abt auf, begleitet von vielen Landleuten aus Glarus und Schwyz. Sie begegneten dem Heere Bertholds an den helvetischen Gränzen und schlugen es in die Flucht (ums J. 1260). So ward der Wittwe geholfen, und sie gebar einen Sohn, den letzten seines Geschlechts.

In diesen stürmischen Zeiten, wo jeder seine eigne Sicherung bedachte, schloß der neue

Bischof von Chur, Friedrich Graf von Montfort, ein Bündniß mit dem Bischof der Walliser, Peter von Sitten (im J. 1282.), worin sich beyde gelobten, einander in der Noth beyzustehn. Schon im folgenden Jahre war Friedrich in Kriege verwickelt.

Denn Rudolf, ein Graf von Habsburg, war schon seit dem J. 1272. von den Churfürsten Deutschlands einstimmig zum König erkohren, um durch seine Geistesgröße und Tapferkeit der Erlöser des Reichs zu werden, welches unter den immerwährenden Schlägen der Anarchie erlag. Er hatte aber viele Feinde, unter welchen in Rhätien besonders die Grafen von Werdenberg standen, unterstützt vom Hause der Montforts. Als sich nun endlich die Werdenberge dem Kayser zugewandt hatten, blieben die Grafen von Montfort, deren auch einer St. Gallischer Abt war, dem Habsburger unhold, und wollten sich nicht beugen vor seiner Größe. Da überzog sie Rudolf mit Krieg, und die Werdenberge führten Heere gegen den Bischof von

Chur. Dieser streifte mit seinen Leuten ins Wallgäu, vor Feldkirch hin, und verheerte die Güter des Hugo von Werdenberg. Als er zurückkehrte gen Chur, trat ihm Hugo mit seinen Kriegshaufen in der Ebne von Balzers, unter Vaduz, entgegen. Das Treffen war blutig; von beyden Seiten kam viel Volks um. Der Bischof ward gefangen, und Ritter Eberhard von Aspermont an seiner Seite erschlagen. Dies geschah im J. 1288. Zwey Jahre lang lag Bischof Friedrich im Thurm von Werdenberg gefangen, und als er des Kerkers müde sich von der Höhe desselben an zusammengeknüpften Bett- und Tischtüchern herablassen wollte, zerriß das Seil; er stürzte in die Tiefe, und starb noch in selbiger Nacht (1290).

Krieg und Kriegsgeschrey scholl itzt in allen Gegenden Rhätiens; aber die Wildheit jener Zeiten und der Mangel an Geschichtschreibern ließ die Thaten der zahllosen Fehden unbekannt. So wird gesagt, daß i. J. 1321. im Urserer-Thal bey Hospital ein Treffen geliefert

worden; doch kennt man die Streiter nicht. Ein andres soll sich ereignet haben zu Obersax zwischen Disentis und Jlanz; doch findet man keine Spuren desselben, als die in der Ebne daselbst gefundnen vielen Menschengebeine, und einige Fahnen und Kleider in einer Dorfkirche im Lugnez.

§. 8.

Donatus der Grausame, verwüstet Rhätien.

Groß war der Jammer überall in den Thälern der Grisonen; aber noch nicht groß genug, um an der Hand der Verzweiflung die Freyheit vom Sklavenjoche zu suchen. Die Landleute sahen ihre Felder verwüstet, ihre Heerden von feindlichen Rotten aus den Alpen getrieben, ihre Weiber, ihre Töchter von Grafen entehrt — aber noch wagte es keiner sich gegen die Gewalt der Zwingherren aufzulehnen, deren Schlösser und Burgen an den Felsen sich durch alle Thäler des Landes schlangen, wie eine große Kette.

So wie das Rhätier=Land, seufzte auch die Schweiz unter dem grausamen Drucke der Zwingherren, welche ohne Furcht vor Gott und Menschen Schandthaten und Unrecht aller Art übten.

Da mogten sie es nicht mehr ertragen. Die Schweizer, welche zuerst ihre Freyheit verloren hatten, waren nun die ersten, welche sie wieder gewonnen, und den Grisonen vorleuchteten mit einem erhabnen Beyspiel.

Es war das Jahr 1307. das große Jahr der Wiedergeburt Helvetiens. Da traten zusammen drey Landleute, Walther Fürst von Uri, Arnold von Melchthal aus Unterwalden, und Stauffacher von Schwyz, begleitet jeder von zehn vertrauten Männern, werth für die Freyheit zu leben und zu sterben. Sie schworen mit aufgehabnen Händen, in der Mitternachtsstunde, an den Ufern des Vierwaldstätter=See's den Bundesеyd.

Bald darauf gab Wilhelm Tell von Bürglen, Walther Fürsts Schwiegersohn, den Verbündeten und dem ganzen Helvetien das

Zeichen zum öffentlichen Angrif. Er, zu stolz, sich vor dem aufgepflanzten Hut, der kayserlichen Hoheit Wahrzeichen, zu beugen, ward durch Hermann Gesler den Landvogt gezwungen, seinem eignen Kinde einen Apfel vom Haupte mit dem Pfeil zu schiessen. Also erzählt uns die Sage der Vorfahren. Aber Tell, der glückliche Schütze, sparte für Geslers Herz einen zweyten Pfeil, und er traf ihn im einsamen Hohlwege bey Küßnacht. — Da griffen Schwyz, Uri und Unterwalden (1308.) zu den Waffen, verjagten die Tyrannen, und legten den Grund helvetischer Unabhängigkeit, bald durch ihre Nachbaren gestärkt.

Doch in den Gebirgen des hohen Rhätiens war noch kein Tell erwacht; nur dumpf scholl das Gerücht von der helvetischen Aufruhr herüber. Die Tyrannen hörten's hier, und zitterten. Und als in Deutschland, ob der Kayserwahl, neue Zwietracht ausgebrochen war, Uri, Schwyz und Unterwalden aber den König Friedrich verwarfen, hingegen

dem Gegenkönig Ludwig anhiengen, wiegelten der Abt von Einsiedeln, und besonders der rhätische Graf Heinrich von Montfort, den Bruder Friedrichs, Leopolden, Herzog von Oesterreich auf, die rebellischen Schweizer seinem königlichen Bruder zu unterwerfen. Leopold ließ sich bereden; die Grafen von Montfort und Werdenberg begleiteten sein Kriegsheer bis zu dem engen Paß bey Morgarten. Da ward Leopold geschlagen von den Söhnen der Freyheit (16. Nov. 1315.) und, wie die Sage lautet, waren jene ersten Anstifter des Krieges, auch die ersten, welche, geschreckt von der Gewalt und Tapferkeit der Freyheitshelden, die Flucht ergriffen.

Der Schmach eingedenk, rasteten die Montforter nicht, neue Fehden anzuzetteln; sie erklärten sich laut für Friedrich den Bruder des österreichischen Herzogs, und beschimpften die Anhänger des Gegenköniges Ludwig.

Es war damals Bischof zu Constanz ein Graf Rudolf von Montfort, zugleich Domherr in Chur, und späterhin Bischof daselbst.

Er versammelte straks ein mächtiges Heer aus allen Gegenden seiner zwey Bisthümer, (wiewohl er in Chur nur erst Vicar des alten, schwächlichen Bischofes Seifried war). Er gedachte zugleich bey dieser Gelegenheit einige seiner mächtigen Nebenbuhler in Rhätien zu demüthigen, unter welchen vor allen aufragte der Freyherr von Vatz, Donatus der Grausame, welcher ein Anhänger des Königes Ludwig war. — Dieser, als er die Rüstungen des Bischofs sah, zog alsbald ein streitbares Volk aus allen seinen Landen zusammen; auch die Schweizer sandten ihm, als Feinde Friedrichs von Oesterreich, 1500. Mann zur Hülfe.

Sogleich begannen die Streifereyen und Feindseligkeiten der beyden Partheyen; Feldhauptmann des grausamen Donatus war sein Vetter, ein Freyherr von Rhäzuns. — Die Bischöflichen hatten ihr Lager im Engadin, auf des Gotteshauses Grund und Boden; Donatus von Vatz aber war mit den Seinigen in dem Thale Davos. Der hohe Scaletta lag mit seinen Felsenthürmen zwischen

beyden Heeren, und schied sie; die Montforter stiegen zuerst über den Rücken des Gebirgs. Als es die Davoser vernahmen, zogen sie, ihrer wenige, vom Lucas Guler ihrem Hauptmanne geführt, dem Feind entgegen, und trafen ihn fast in der Mitte des Thales Dischmaa, welches sich vom Scaletta daherstreckt. Die Schlacht begann in dem Augenblick, und die muthigen Davoser siegten. Noch heutiges Tages heißt man jenes Feld die Kriegsmatte.

Nun aber brach Donatus der Grausame, nach manchen einzelnen Gefechten auf mit seinem ganzen Heere; auch die Montforter mieden ihn nicht. Es kam zur Hauptschlacht (1322.) auf den Gebirgen, unweit Filisur beym Schlosse Greifenstein, und nach langem Kampfe flohen überwunden die Heerhaufen des Bischofs. Aber viele der Flüchtlinge verloren sich in den unwirthbaren Bergen, in den hohen unbekannten Felsgegenden, so vor ihnen niemand besucht hatte, oder sie erfroren in den Eisfluren und ewigen Gletschern

jener Höhen, oder fanden ihre Gräber in den tiefen Abgründen und Klüften. — Andre gaben sich freywillg auf Gnade den Siegern in die Hände. Donatus aber ließ sie in die Thürme seiner Burgen werfen, nnd sie umkommen und verwesen in Hunger und Unflath. Wenn dann das Geschrey der Verzweifelnden durch die Kerkergitter hervorstieg, lachte der Unmensch und sprach: „Horchet, wie lustig „in meinem Käfigt die Vögel trillern"? — Und er verwüstete von da an noch lange die Gebiete des Gotteshauses.

Eben dieser Tyrann — und er war nicht der Einzige unter den Rhätiern — lud einst drey seiner Unterthanen zu sich zum Schmause, und zwang sie zum übermäßigen Genuß seiner Speisen und Getränke. Als die Nacht hereintrat, befahl er dem einen sich schlafen zu legen, dem andern während der Nacht im Zimmer auf und abzuwandeln, dem dritten aber in Gesellschaft andrer durch die Gassen herumzuschwärmen und Unfug zu treiben. —

Am

Am folgenden Morgen ließ der Bösewicht ihnen den Leib aufschneiden, und aus ihren Eingeweiden untersuchte er, wie man am beßten verdaue. So hat es uns die Erzählung der Vorfahren überliefert.

Mitten im Kriege mit dem Bisthume foderte ihn der Tod von dieser Welt ab (ums J. 1333). Als der Priester an sein Sterbebett trat, um nach damaliger Sitte ihn beichten zu lassen, wandte er sein Antlitz ab und sprach: „Eine Beicht sonder Zerknirschung „des Herzens ist eitel Betrug"! Aber schwören ließ er's sich noch in seine sterbende Hand, daß seine Kinder den heillosen Krieg fortsetzen sollten.

Er starb, und war der letzte männliche Zweig seines Stammes. Friedrich von Toggenburg, sein Eidam, empfieng unter andern von den Vatzischen Ländern Davos, Prättigäu und die Herrschaft Mayenfeld; Rudolf, Graf von Werdenberg und Sargans, sein zweyter Eidam, erhielt Vatz, Or-

tenstein, und was vom Domleschg dem Donatus eigen war; ferner den Heinzenberg und Schams.

§. 9.

Morgenröthe rhätischer Freyheit.

Kaum war des Bisthums gefährlichster Widersächer entschlafen, und mit ihm der verderbliche Krieg (denn Friedrich von Toggenburg hielt den Eyd nicht, welchen er in des Tyrannen sterbende Hand geschworen hatte), so wurde das Gotteshaus von einer andern Seite gewaltthätig angegriffen. Der Graf von Mätsch, Schirmvogt des Bisthums, gerieth in unglückliche Fehden mit der Stadt Mayland, und diese bemächtigte sich der Landschaften Worms und Puschiavo, welche damal dem Bisthume wieder eigen geworden waren; auch die Grafschaft Cläven, in deren Besitz das Gotteshaus gestanden, soll von dem Herzoge von Mayland in dieser Zeit vom Bisthume abgerissen worden seyn. — Der Herzog von Mayland aber war des rö-

mischen Kaysers Lehenträger, und ihm unterworfen. Daher wandte sich Ulrich damaliger Fürstbischof von Chur flehentlich an den Kayser, und empfieng (im J. 1339.) Clåven wieder zurück; und zehn Jahr darauf wiederholte Karl IV. nochmals das Gebot seines Vorgångers an Clåven, dem Bisthume Chur zu gehorsamen.

So wie in Osten und Süden Rhåtiens, brannte auch das Kriegsfeuer auf der Abendseite des Landes. Dort kåmpfte der unruhige Abt von Disentis mit den Landleuten von Uri (im J. 1333.), welche über die hohen Gebirge von Urseren stiegen, und, siegreich im Streite, von den Leuten des Abtes über fünfhundert erschlugen, auch seinen Hauptmann fiengen, welchen der Prålat mit 1000. Pfunden (fást 1142. Gulden Rhein.) auslösen mußte. Aber dieser Fehde Ursach ist unbekannt.

So bluteten die unterthånigen Grisonen unter den Launen ihrer grausamen Beherrscher. Krieg war die ewige Tagesordnung, und je-

der Friede nur ein Stillstand der stumpfen Waffen. Die Baronen selbst waren nicht immer fähig ihre Unterthanen wider die Angriffe von allen Seiten zu beschirmen; dazu kam, daß, durch die vielen Erbschaften und einzelnen Eroberungen, Täusche und Käufe, ihre Besitzungen zusammenhangslos, mit den Besitzungen ihrer Feinde vermengt durch einander lagen, so daß sie den Bedrängten unmöglich beyspringen konnten. Eben diese Verwirrung aber war der erste Wink für Rhätiens Freyheit. Die unbehutsame Habsucht der Grossen beflügelte das Strafgericht ihrer Räubereyen von jeher. — Um die Treue entlegner, oder von fremden Herrschaften weit umringter Unterthanen fester zu binden, wurden diese zuweilen von ihren Herren des harten Drucks entlassen, vom mühsamen Frohndienst und von den peinlichen Abgaben losgesprochen, oder ausserdem von ihren Gebietern mit mancherley bürgerlichen Vorrechten beschenkt und freye Leute genannt. — So empfiengen schon im J. 1349. die Gotteshausleute von Chur den

Ehrennamen freyer Leute, als Kayser Karl IV. zu Dresden dem Bischof die alten Privilegien des Stifts bestätigte und vergrößerte. Sie trugen freylich nur den Schein der Freyen; aber er war schön genug, die Lüsternheit der Grisonen nach der Wirklichkeit aufzuregen. Wir können diese Verhältnisse die Morgenröthe rhätischer Freyheit nennen.

Wirklich hatte nun die Tyranney des Adels in den Gebirgen den höchsten Grad erschwungen, und die Verzweiflung rüstete sich zu ihrem Riesenschritt. — Den Grisonen wurde das Joch immer mehr unerträglich; es fehlte ihnen nicht an Muth, in Masse aufzustehn, und von den adlichen Bösewichten ihre Menschenrechte wieder zu heischen, sondern an Einheit. Doch einzelne Gemeinden ermannten sich, und beförderten durch ihren Aufstand die Todesstunde der Tyrannen in Rhätien. — Am ersten machten sich die Thäler Engadin und Schams von ihren Ketten los. — Vernehmet die Sage der Väter!

Es herrschte zu diesen Zeiten in einem der

Nebenthäler des hohen Engadins, im Thale Camogask, ein Castellan, werth daß Vergessenheit seinen Namen ewig berge. Er hausete in der Burg Guardovall, über dem Dorfe Madulein. Dort übte er sich in gräßlichen Verbrechen und spottete des leidenden Unterthans, welcher zu seinen Füssen lag; dorthin entführte er des Landes schönste Töchter, und sandte sie geschändet ihren Eltern und Gatten heim.

Im Dorfe Camogask, auf des Thales andrer Seite gelegen, wohnte ein rechtschaffner Landmann; Adamo war sein Name, und eine einzige Tochter sein Stolz. Der Castellan erfuhr des Mädchens Schönheit und ward entzündet von bübischer Lust. Er sandte seiner Trabanten einen zum Vater, und ließ ihm bey seinem Zorn gebieten, das tugendhafte Kind morgendes Tages gen Guardovall zu schicken. Adamo vernahm es mit Entsetzen und sprach: „Ich selbst bringe sie euch"!

Das Gerücht von der neuen Greuelthat des Zwingherrn floß von Ohr zu Ohr durchs gan-

ze Thal, und Adamo, der Vater, besprach sich mit seinen Freunden.

Am folgenden Tage aber führte der edle Engadiner seine Tochter zur Burg des Herrn, und das Mädchen war angethan mit Feyerkleidern, wie zu seinem Brauttage. Kaum hatte der Castellan die Ankunft der holden Beute erfahren, so sprang er von den Stiegen des Schlosses herunter, ihnen entgegen. Im Angesicht des ergrimmten Vaters umarmte er die bebende, verschämte Jungfrau; doch als seine geilen Lippen an ihren erbleichenden Wangen hiengen — ward sein Herz durchbohrt vom Schwerdte des edeln Camogaskers. Sterbend sank der Tyrann zu den Füssen der erlöseten Unschuld; sein Blut war das erste von den Sühnopfern, welches den Altar der rhäthischen Freyheit röthete.

Mit triefendem Schwerdte gab Adamo, der Tell Graubündens, den lauschenden Freunden draussen das Zeichen des Sieges; sie drangen ins Schloß, metzelten die erschrocke-

nen Knechte des Landvogtes nieder, und von dieser Zeit an blieb diese Gegend frey.

Wie Guardovall, war einst die hohe, weite Burg Fardün das Schrecken der Landleute von Schams. Der Castellan, welcher daselbst hausete, verspottete göttliche und menschliche Satzungen, und erblödete sich nicht, der armen Thalbewohner geringe Habe mit stolzem Muth zu verderben. Er ließ sein Vieh zu allen Jahrszeiten in ihren Wiesen und Aeckern weiden; und wehe dem, der sich darob beklagte! — So sah' einst ein biedrer Mann des Thales mitten in seinen Saaten zwey Rosse des Vogtes weiden, und ihm die Hoffnung eines ganzen Jahrs in wenigen Stunden vernichten. Da ergrimmte der Mann; sein Name war Johannes Chaldar (Joan Chialderär). Er erschlug in seinem Zorn die Thiere; doch in dem Augenblick ward er ergriffen, in des Tyrannen abscheulichstes Gefängniß geworfen, und mit schweren Ketten belastet. Lange seufzte er dort, und wurde krank und elend. Endlich gelang es nach vie-

lem Jammer seinen Verwandteu, ihn wieder herauszuführen, nachdem sie dem Castellan beynahe die Hälfte ihrer Habseligkeiten aufgeopfert hatten.

Als einst der Castellan an Chaldars Hütte vorübergieng, trat er hinein, und fand ihn mit den Seinigen das Mittagsmahl speisend. Da spuckte der Bösewicht den guten Leuten auf ihr Gericht. Chaldar sah es betroffen; doch bald sammelte er sich, sprang auf, ergriff mit gewaltiger Faust den Elenden, und zwang ihn, den Brey und seinen Speichel aufzuessen, indem er rief: Itzt friß, was du gewürzet hast! Der Tyrann floh wüthend davon, und rüstete sich, die Schmach mit beyspiellosen Strafen zu rügen.

Aber die Stunde seines Gerichts war gekommen. Das Volk versammelte sich, und fürchtete nicht Fardün, noch die nahe Bärenburg mit ihren vesten Mauern. Die Leute von Schams siegten; ausgerottet wurde der Tyrann mit seinem ganzen Geschlecht, und das Panier der Freyheit wehte in Kur-

zem über den Trümmern der Bärenburg und Fardüns.

Ungewarnt durch diese Ereignisse, und andre, deren besonders das Engadin, die Wiege rhätischer Freyheit, mehrere zählte, fuhren inzwischen die Grafen fort, das Landvolk zu unterdrücken, und es zu Werkzeugen abscheulicher Launen herabzuwürdigen. Ungestraft zerstöhrten sie alle Rechte der Menschheit, warfen sie die Unschuld in Kerker und Bande, entehrten sie Weiber und Jungfrauen. Rache und Wollust, Habsucht und Ehrgeiz, herrschten in unendlicher Zwietracht über das Sklavenvolk in den Gebirgen; jedes neue Jahr gebahr einen neuen Krieg.

Die Geschichte der Tage ist reich zum Ueberfluß an der Erzählung von Streitigkeiten und Kämpfen. Doch sind uns die Nachrichten so mangelhaft hinterlassen worden, daß wir selten der Fehden Ursach oder Folge, ja sogar oft nicht einmal die fechtenden Partheyen namentlich kennen.

Von allen diesen Fehden ist eine der blu-

tigsten, welche im J. 1352. zwischen dem Grafen Rudolf von Montfort und Ulrich Walther, Freyherrn von Bellmont, Flims, Foppa und Lugnez waltete. — Rudolf war im Begrif, durch die Gebirgsenge ins Thal von Lugnez zu dringen, und sah die Krieger des Freyherrn nicht, welche sich in einer Vertiefung niedergelegt hatten. So kam es hier, ohnweit Ilanz, zur Schlacht. Viele der Vornehmsten vom Adel verloren ihr Leben im Gefecht; der Graf von Montfort selbst aber wurde, nebst vierzig seiner Begleiter, gefangen.

§. 10.

Fortsetzung.

Unter allen Verwandlungen der Macht rhätischer Baronen, welche nach den Zeitumständ: bald sinkend, bald steigend war, blieb sich die Gewalt des Bisthums allein gleich, und immer anwachsend. Sie konnte durch kein Absterben der Familien, und weder durch Gütervertheilungen geschwächt, noch durch die

Eroberungslust der weltlichen Herren nie vernichtet werden. Der Aberglaube und die Ehrfurcht des Volkes vor allem was der Kirche Eigenthum hies, die Gunst und Politik der Kayser, denen daran lag die mächtigste Parthey in den Gebirgen sich immer treu zu erhalten, beschirmte fast unüberwindlich die Gränzen des Bisthums. Die Bischöfe trugen nicht nur den Namen eines Fürsten, sondern auch fürstliche Hoheit und Gewalt. Peter der Bischof (seit 1355.) empfieng vom Kayser Karl IV. das Münzrecht (1368.), und er belehnte dagegen mehrere Herzoge von Oesterreich, und übertrug ihnen auch die Würde des Erbschenkenamts des Bisthums. Zu solcher Höhe waren in diesen Zeiten die Bischöfe gestiegen.

Aber keiner in ihrer ganzen Reihe zeichnete sich durch seine rastlose Thätigkeit für die Vergrößerung der bischöflichen Macht mehr aus, als Bischof Hartmann (seit 1389.) ein Graf von Sargans und Werdenberg, ehmals auch Meister des Johanniterordens. Er war ein feuriger, unternehmender, beharrlicher

Mann, welcher seine Zwecke mit unverwandten Blicken verfolgte, und im Nachjagen derselben nicht immer den Werth der Mittel prüfte die er wählte. Daher war er bey aller seiner Aemsigkeit selten vom Glücke unterstützt.

Es scheint sein Plan gewesen zu seyn, durch eine heftige Erschütterung das zertheilte Rhätien gänzlich aus einander zu stoßen, und es dann vom Bisthume, oder dem Hause Werdenberg, abhängig zu machen. Diese Monarchie einzuführen, mußte er vorher die verschiednen Beherrscher des Landes unter sich entzweyen, sie wider einander ins Feld jagen, und, nachdem sie sich selbst genug geschwächt haben würden, den bewaffneten Friedensstifter spielen. — Aber sein Werk gelang ihm nur zur Hälfte. Die Kriege brachen aus (1393.) und verwüsteten das Land; er selbst ward zu früh hineingezogen. Vier Jahre lang wüthete das Elend. Erschöpft sehnte sich jeder Theil wieder nach Ruhe.

Hartmann erkannte, daß es ihm an Kraft gebrach, seine Entwürfe auszuführen, weil

er, ohne immerwährende Besatzungen in seinen zerstreuten Gebieten zu unterhalten, nicht fähig war, auch diese nur hinlänglich zu beschirmen. Er entschloß sich also zu einem Schritt, welcher, so rathsam er auch für den Augenblick der Gegenwart schien, dennoch einer der wichtigsten wurde, durch welchen die politische Gewalt des Bisthums in kurzer Zeit zu Grunde gieng. Er erlaubte nämlich seinen Unterthanen in den Thälern von Domleschg, Oberhalbstein, Avers und Bergün, sich mit den Unterthanen seines Vetters Johannes, Grafen von Werdenberg, in Schams, Obervatz uud Domleschg in so weit zu verbinden, daß sie sich gegenseitig beystehn, und wider alle Unterdrückungen von Seiten der feindseligen Nachbaren beschirmen sollten. Und wirklich schlossen am Tage der eilf tausend Jungfraun 1396. die Landleute diesen Bund.

Hartmanns Gegenparthey, von einer falschen Politik geblendet, sah diesen Schritt für sich als einen der gefahrvollsten an, und versuchte einen ähnlichen, um dem Bisthume das

Gleichgewicht zu halten. Der Abt von Disentis, Johannes, samt dem Kapitel und den Gemeinen seiner Abtey, Ulrich Brun, Freyherr von Rhäzüns, sein Nachbar, nebst den Gebrüdern Hans, Heinrich und Ulrich Brun dem jüngern — Albrecht von Sax, Hans und Donat Freyherren zu Monsax (Misax), in Lugnez und in der Grub, schlossen für sich und alle ihre Leute, leibeigne, oder nicht, ein ewiges Bündniß mit ihren schweizerschen Nachbaren, den Landleuten von Glarus im May, am Montag nach St. Urban des J. 1400. Diese Conföderation, welche den Bund im Gotteshause entkräften sollte, empfieng späterhin den Namen des grauen.

Inzwischen rastete der unruhige Bischof nicht; seine Familie war von den Herzogen Albert, Wilhelm und Leopold von Oesterreich gekränkt, wegen der Herrschaft Rheinek. Er zog seinen Brüdern zur Hülfe, wurde aber im Schlosse Fürstenburg vom Herzog Albert belagert und eingesperrt, bis ihn die Tapferkeit der Rhätier, mit einigen Glarnern verbunden,

wieder erlösete. Kaum war er diesen Händeln entronnen, so griff ein Mitglied des grauen Bundes, die Freyherren von Rhäzüns, zu den Waffen, um den ehrgeizigen Prälaten ganz zu demüthigen. Sie belagerten (1413.) die Stadt Chur; doch vergebens, so daß sie sich endlich noch im selbigen Jahre zum Friedensschlusse bequemten.

Unermüdet, wie das Unglück, welches alle seine Pläne zerstöhrte, war auch Hartmann, immer neue zu schaffen. So bekriegte er alsbald den mächtigen Grafen von Toggenburg, der mit den Rhäzünsern wider ihn ins Feld gezogen war, und mußte sich glücklich schätzen, daß Glarus im J. 1419. den Frieden glimpflich vermittelte. Er besuchte i. J. 1414. die berühmte Kirchenversammlung zu Constanz, unterschrieb dort die Achtserklärung Herzog Friedrichs von Oesterreich, und bekriegte ihn auch, doch ohne Vortheil. Er starb endlich 1416.

Merkwürdig ists, daß dieser kriegslustige

Fürst nicht seine ganze Kraft auf die Wiedereroberung Rhätiens jenseits der hohen Alpen wandte, ungeachtet er durch ältere und neue Vermächtnisse die gründlichsten Ansprüche auf jene schönen Länder besaß. Veltlin, Worms, Cläven, Puschiavo und Plurs befanden sich itzt unter der Herrschaft Maylands, wo die Familie der Visconti seit einem Jahrhundert die höchste Macht an sich gerissen hatte. Sie herrschte über die ganze Lombardie und das Genuesische, schwächte sich aber selbst durch die Vertheilung der Länder in den Erbschaften.

Seit dem Jahre 1356. regierten dort die Brüder Barnaba und Galeazzo in friedlicher Eintracht. Jeder von ihnen besaß sein besondres Eigenthum; nur Mayland und Genua sollten nach dem Willen ihres Oheims und Vorfahren Johannes Visconti gemeinschaftlich regiert werden. Aber die Ruhe der Lombardie schloß sich mit dem Tode des Fürsten Galeazzo, welchen sein Sohn Johannes Galeazzo beerbte. Dieser eifersüchtige,

grausame und argwöhnische Tyrann bemächtigte sich verrätherischer Weise des Barnaba, ließ ihn (1385.) im Gefängnisse sterben, und suchte mit Gift und Dolch die ganze zahlreiche Familie desselben aus der Welt zu schaffen. Mastino (Modestinus) der jüngere Sohn des unglückseligen Barnaba entfloh nach Deutschland, um, als der letzte seines Stammes, wenigstens das Leben zu retten. Auf seiner Flucht durch die Gebirge kam er gen Chur, wo er einige Zeit verweilt zu haben scheint. Gerührt von der Freundschaft, welche er hier genoß, dankbar für die Wohlthaten, mit welchen er überhäuft wurde, schenkte er durch eine Urkunde (vom 29. Juny 1404.) alle diejenigen Länder, welche ehmals schon zu Rhätien gehört hatten, nämlich das ganze Veltlin, die Gemeinden Worms und Puschiavo, nebst Schloß, Stadt und Thal von Cläven und Plurs, an das Bisthum Chur.

Hartmann begnügte sich, die schriftliche Schenkung seinem Archiv, und die Ansprüche auf jene Gegenden dem Bisthume zu hinter-

lassen; er wagte es nicht, sein Geschenk dem Tyrannen Galeazzo oder dessen Kindern mit bewaffneter Faust abzufodern.

Einen schwachen Versuch machte (ums J. 1408.) zwar ein Dietägen von Chur, aus dem Geschlechte der Marmels; aber Hartmann unterstützte diesen verwegnen Mann nicht, und war feig genug zu erklären, daß Dietägens kühne That ohne seinen Willen vollbracht sey. Sieben Männer bemächtigten sich unter Dietägens Anleitung in der Nacht des festen Schlosses von Cläven, hieben die Besatzung nieder und setzten sich in Vertheidigungsstand. Sie wurden belagert. Dietägen hatte seinen Freunden Hülfe versprochen, aber vom Bischof ununterstützt, konnte er sie nicht leisten. Die sieben aber vertheidigten sich männlich gegen die Belagerer; aus Mangel an Proviant verzehrten sie zuletzt das Leder ihrer Schuhe, und starben Hungers.

Der Nachfolger Hartmanns war in der bischöflichen Würde (seit 1416.) Johannes Abundius, ein Mann, welcher unbesonnen

in die gefährlichen Wege seines Vorfahren trat, und büssen mußte, wie er. Seine erste Sorge war es, sich wider die furchtbaren Glieder des grauen Bundes zu decken. Es gelang ihm, so wie jene mit Glarus vereint waren, auch mit Zürich ein Bündniß für ein und fünfzig Jahre zu schliessen (im J. 1419). Die Stadt Chur, und die Gotteshausleute, mit ihren besondern Vorrechten, traten zugleich in diesen Verein.

Chur, diese alte und in der Geschichte der Grisonen merkwürdige Stadt, ehmals die Residenz der rhätischen Landvögte, nun die Hofstatt der Fürstbischöfe, hatte ihre uralten Freyheiten bisher, ungeachtet der gefährlichen Nähe des bischöflichen Hofes, mit wunderbarer Festigkeit erhalten. Von jeher war sie von der unmittelbaren und unbeschränkten Herrschaft des Bisthums getrennt, und, als Glied des heiligen römischen Reichs, ein Gegenstand der Sorge mehrerer Kayser gewesen. Dem ungeachtet blieb sie dem Einfluß des Bischofs in Rücksicht ihrer Angelegenheiten nie ganz

entzogen. Hartmanns Ehrgeiz wagte es, diesen Einfluß zu vergrößern, und Johannes Abundius folgte auch hier des verwegnen Vorgängers Fußstapfen. Da griffen endlich, der Ungerechtigkeiten müde, die Bürger dieser freyen Reichsstadt zu den Waffen (im J. 1422.) und belagerten des Bischofs Residenz oder den Hof, welcher, auf der Höhe über der Stadt, von Ringmauern umschlossen, ruht. Am dritten Tage wurde der Hof mit Capitulation eingenommen; die Wuth der Bürger war so groß, daß sie die Residenz plünderten.

Diese Begebenheit war nicht so wichtig durch ihre eigene Größe, als durch ihre Folgen. Die Stadt Zürich von der einen, die gesammten Gotteshausleute von der andern Seite, warfen sich schiedrichterlich zwischen Stadt und Hof. Vier Männer von Zürich, neun andre gesandt von den Gotteshausleuten, erkannten nun dem Bischof unter anderm das Recht zu, den Stadtvogt, Ammann, Vicedom und Stadtschreiber zu ernennen, die Be-

ſtätigung der neuen Rathsglieder, das Münzrecht, die Confiscation der Hinterlassenschaft fremder Personen, von denen sich in Frist von einem Jahre und sechs Wochen kein Erbe zeigte, u. dgl. mehr. — Die Stadt hingegen behielt das Recht, ihren Werkmeister (soviel als Bürgermeister in spätern Zeiten) selbst zu wählen, ein Kaufhaus zu haben, in Abwesenheit des Bischofs freyes Geleit zu ertheilen, Wittwen und Waysen zu bevogten, u. s. w.

Aber wichtiger, als alles dieses, ist, daß hier die Gemeinden des Gotteshauses gewissermaaßen, als ein besondrer Stand, feyerlich anerkannt wurden, welcher bey ähnlichen Streitigkeiten des Bisthums ein nothwendiger Richter in Sachen desselben seyn mußte. Sie wurden zu einer höhern Gerechtsame emporgehoben, als die war, nur sich und den Bischof in der Nothzeit eigenkräftig zu vertheidigen. Den ehmaligen Sklaven waren hiemit Hoheit und Waffen verliehen, und Einheit, in eignen Angelegenheiten sich selbst Recht zu erringen. — Ein großer Schritt zur Freyheit

war vollbracht — die göttliche Vorsehung winkte.

Doch über dieses Bundes eigentlichen Zustand, so wie über die Beschaffenheit der andern Theile des Hochlandes, über die Gränzen, Gerechtsame, Sitten und Gebräuche der verschiednen Staatstheile, dürfen wir, bey der Dunkelheit jener Zeiten, bey der Verworrenheit der innern Verhältnisse Rhätiens, keine Erleuchtung hoffen. Auch würde das Forschen nach diesem eine danklose Mühe seyn; denn schon lag die Zeit vor der Thüre, wo, unter dem Zauberruf der Freyheit alles neu umgestaltet wurde, wo das Erstorbene aufblühte, und die hohen Burgen in Trümmern ihren Felsenhöhen entstürzten.

Ein Jahrhundert lang hatte schon Helvetien, das Wunder Europens, seine Unabhängigkeit verfochten; itzt erst ermannten sich die Grisonen, erhoben sie ihre gebeugten Nacken, und zerbrachen sie das Joch der tausendjährigen Sklaverey, würdig, Brüder der edeln Schweizer zu heissen.

Es kam die Zeit der Thaten, und die Grisonen des fünfzehnten Jahrhunderts bewiesen, daß in ihnen noch glühe und webe jener Geist der uralten Rhätier, welcher ehmals nicht fürchtete die Legionen des weltbeherrschenden Roms, und nicht überwunden werden konnte von Tiberius und Drusus, den Siegern in der Feldschlacht.

Dritter Zeitraum.

Geschichte vom Aufblühn des neuen Freystaats und seiner drey ewigen Bünde; d. i. von der Abwerfung des zwingherrlichen Joches bis zur Wiedereroberung des Veltlins und der Schlacht bey Novarra. V. J. 1424 — 1516.

Geschichte vom Aufblühn des neuen Freystaats und seiner drey ewigen Bünde.

§. 1.

Der Oberbund entsteht.

Aus den heiligen Hainen von Truns gieng die Freyheit der Grisonen hervor, im J. 1424.

Itzt war Europa schon im Allgemeinen von seinen großen Rasereyen genesen; itzt hatten die meisten Staaten schon bestimmtere Formen, unter welchen sie fortdauern konnten, und die traurige Anarchie Deutschlands löste sich auf und gieng in Gesetzordnung über. — Die häufigen Wanderungen christlicher Heerschaaren ins Morgenland, um das heilige Grab aus der Gewalt der Ungläubigen zu erobern, (Wanderungen die unter dem Namen der Kreuzzüge bekannt sind, und, veranstaltet

durch die Politik der Päbste, unsern Welttheil in den letzten Jahrhunderten sehr entvölkerten), hatten itzt endlich die Fürsten über ihr wahres Intresse aufgeklärt, und den Europäern, die bisher noch immer halben Barbaren glichen, Hang für die Pracht, die Künste und die sanftern Freuden des Orients gegeben. — Die römische Hierarchie begann schon zu wanken, angegriffen von edeln, freymüthigen Männern, welche, genährt durch das Lesen des göttlichen Wortes, Wahrheit und reineres, unverfälschtes Christenthum zu predigen wagten. — Eine Reihe merkwürdiger Erfindungen war gemacht, welche die Fortschritte der Kultur beflügelten. Die Erfindung der Magnetnadel (1302.) gab der Schiffarth der Europäer eine neue Gestalt, führte ihre Flotten durch niebesegelte Meere, und zum Anblick neuer Welttheile. — Die Entdeckung des Pulvers (1355.) verwandelte die alte Kriegskunst, Waffen und Schlachten. — Die Buchdruckerkunst (seit 1440.) verjüngte die Wissenschaften der Vorwelt unter uns, ver-

tausendfachte die erhabnen Gedanken großer Geister, erleuchtete die Völker, zerbrach die Fesseln des geistlichen Despotismus und brachte die Menschheit zur Anerkennung ihrer eignen Würde. — Schon bereiteten überall gestiftete hohe Schulen, und das Studium der Alten, den Wissenschaften ihren stolzen Gang. In Italien sangen schon Dante, Petrarka und Boccaz ihre unsterblichen Gesänge, und begrüßten die erwachende Welt, wie einsame Frühlerchen in der Morgenröthe den Lenztag.

Aber in Rhätien war's noch immer Nacht und Sklaverey. Die Großen des Landes belustigten sich mit Fehden, Schmausen und Jagden, inzwischen ihre Kastellanen das Volk quälten, dem wohlhabenden Landmann das sauer erworbne Eigenthum raubten, Weiber und Töchter oft Angesichts der Gatten und Väter schändeten, und Unfug trieben von jeder Gestalt und Farbe.

Das Landvolk, müde der namenlosen Greuel, schwieg, aber sann auf Rettung. Die Thaten und das Beyspiel der freyen Schweizer seit

einem Jahrhundert, die glänzenden Siege derselben in den Feldern von Morgarten, Sempach und Näfels; die Erzählungen von Chaldars Muth und Adamos, des Comogaskers Wagstück, entwickelten heisse Wünsche in aller Grisonen Brust. Die nähern Verbindungen der Gemeinen unter sich selbst und mit den helvetischen Cantonen Glarus und Zürich, ließ ihnen ihre Stärke ahnden, und in glänzendem Lichte sehn die Möglichkeit, ihre Sehnsucht zu stillen. Als die Tyrannen des Landes jene Verbindungen zur Sicherung ihrer eignen Macht bereiteten, glaubten sie nicht, in denselben ihren eignen Untergang zu schaffen.

In den hohen Thälern von Disentis und Ilanz, an den Ufern des Vorderrheins, welcher vom Crispalt herabbraußt, theilten vertraulich zuerst die Hirten und Landleute sich ihre geheimen Wünsche mit. Von Hütte zu Hütte, von Dorf zu Dorf, in den einsamen Waldthälern und auf den stillen Fluren der Alpen, scholl der leise Aufruf; nur die Ohren der Tyrannen vernahmen ihn nicht.

Männer, beseelt von heilger Heimathsliebe, voll hoher Entschlossenheit, rechtschaffen und verschwiegen, drängten sich itzt näher zusammen und sprachen von des Vaterlandes Erlösung. Ihre Zahl vergrößerte sich täglich, und täglich ihr Muth. — Ein einsamer Ort in den Wäldern von Truns, zwischen Ilanz und Disentis am Gebirgsfuß gelegen, ward zu ihren Zusammenkünften gewählt. Dort erschienen sie, wenn die Lauscher der Despoten schliefen, in der finstern Mitternachtsstunde; dort beschworen sie mit aufgehabnen Händen ihren Bund für die allgemeine Freyheit; dort entwarfen sie die Pläne der Volkserlösung und wählten sie die würdigsten Mittel mit prüfender Vorsicht. Und wenn der grauende Morgen den Kreis der Verschwornen schied, giengen sie heim, und theilten ihren Gemeinden die Rathschläge mit.

Als nun die Entwürfe reif waren, und die Zeit der Vollendung herbeyzog, sandten die Männer aus den Wäldern von Truns Abgeordnete an die Großen des Landes; als

da waren der Abt von Disentis, die Freyherren von Rhäzüns, die Grafen von Sax und Werdenberg, und andre mehr, und liessen dieselben feyerlich ermahnen: Fortan abzustehn von aller Grausamkeit, löblicheres Regiment zu führen und gerechte Richter zu setzen über das Volk, welches sodann Gehorsam leisten würde in allen gerechten Dingen. Sollten sie aber dieser Ermahnung schmähen, so würden Tausende neben Tausenden aufstehn und die Schuldigen zur Rechenschaft fodern ohne Ansehn der Person.

Solch' eine Sprache war noch nicht geführt worden in Rhätien, und die Tyrannen erschraken vor dem Ruf, der aus den Wäldern von Truns an sie ergieng. Da sie aber sahen die Einmüthigkeit des ganzen Volkes und die Entschlossenheit der Gemeinen, beugten sie sich furchtsam vor der Gewalt derselben, und erboten sich zu einem Verein mit der zürnenden Nation, wiewohl aus sehr verschiednen Absichten.

Der

Der Edelste und Reinste von den Großen damaliger Zeit war Peter Pultinger, Abt von Disentis, ein weiser, gottesfürchtiger Mann, welcher den geringsten Theil an den Zügellosigkeiten seiner über das Volk gesetzten Zwingherren hatte. Dieser war der erste, welcher sich für die Sache der Gemeinen entschied, und die jungen Freyherren von Rhäzüns zum Beytritt beredete. Dieselben waren zwar minder der guten Sache geneigt; doch was die Worte des ehrwürdigen Abtes über ihr Gemüth nicht vermogten, wirkte ihre Furcht vor des Volkes Auflauf, und vor den Feindseligkeiten des Bisthumes Chur, mit welchem sie noch immer mancherley Span' und Stöße gehabt hatten.

Ein andrer der Großen war Hans, Graf von Misax, welcher mit dem Bischof von Chur, und dessen Freunde Heinrich von Werdenberg in Feindschaft lebte; er stand ausserdem schon in bösen Händeln verflochten, die zwar geschlichtet, aber noch nicht verges-

sen waren. Er hatte nämlich, da ihm Herzog Philipp Maria von Mayland eine schuldige Summe Geldes zu entrichten zögerte, demselben listigerweise die Stadt Bellenz entrissen (ums J. 1422.), und als er sie nicht behaupten konnte, an die von Uri und Unterwalden verkauft. — Dies alles, und das Andringen seiner Unterthanen, stimmte ihn endlich zur Einwilligung in den Bund; doch behielt er von seinen Unterthanen für sich eigen die im Misoxer-Thale, welche daher erst später (im J. 1496. unter Joh. Jakob Trivulz) dem großen Bunde einverleibt wurden.

Aus dem Hause von Werdenberg herrschten damals zwey Grafen, Hugo und Heinrich, Vettern. Sie befeindeten sich gegenseitig; Hugo schlug sich zum Bunde, theils aus Haß gegen seinen Vetter, theils von seinen Unterthanen genöthigt. Heinrich aber, ein Freyheitsfeind, aufgewiegelt von dem Bischof, spottete der Verbindung, und belegte seine Unterthanen mit noch härterm Zwang; doch konnte er's nicht hindern, daß wider seinen Willen

einige seiner Gemeinden, wie die im Rheinwald, Schams, Thusis, vom Heinzenberg und Tschapinen sich an das Bündniß schlossen.

So verschieden waren die Gesinnungen und das Intresse der Großen, mit welchen sie in den allgemeinen Verein traten.

Nachdem die gemeinschaftliche Uebereinkunft geschlossen war, kamen die sämtlichen Glieder des Bundes zusammen, und beschworen feyerlich, im Walde unter Truns, unter einem großen Linden- oder Ahornbaume, die Urkunde der Freyheit und des ewigen Bundes. Dies geschah im Märzmond des Jahres 1424.

Die vorzüglichsten Punkte des Bundesbriefes, welcher jedesmal nach zehn Jahren wieder beschworen werden sollte, waren: Einigkeit und treuer Beystand, und freyer Handel und Wandel unter ihnen — Sicherheit der Straßen vor Räuberey — Beschirmung Aller bey ihren Rechten, Freyheiten und alten, guten Gewohnheiten — Niemandes Aufnahme in den Bund, ohne gemeinen Rath — gleiche

Vertheilung der Beute in rechtmäßigen Kriegen — Einsetzung einer gewissen Form, Recht und Gericht zu halten.

In den Bund waren aber getreten: Der Abt von Disentis, Peter Pultinger der Ehrwürdige, mit den Gemeinden zu Disentis und Waltenspurg — Die Gebrüder Hans Heinrich und Ulrich Brunnen, Freyherren von Rhäzüns mit ihren Gemeinden in Saffien auf Tenna und Uebersax — Graf Hans von Sax, Ammann und Bürger zu Ilanz, mit seinen Gemeinen, die Stadt Ilanz, die in den Thälern zu Lugnetz und Vals, die in der Grub und zu Flims — Graf Hugo von Werdenberg, Herr zu dem Heiligenberg, Löwenberg, Schlöwis, die von Trims und Damins — die Freyen ab dem Flimser-Wald, d. i. von Laax — der Ammann und die Gemeinde vom Rheinwald und in Schams; Thusis, Heinzenberg und Tschapinen gesellten sich bald darauf hinzu. Der Beytritt der Thäler Misox und Calanka aber (1496.) gab dem Bunde seine heutige

Gestalt. Er empfieng den Namen des grauen Bundes, oder des obern, weil er errichtet wurde von den Thälern in den erhabnen Gegenden Rhätiens, welche an den Gotthard rühren.

So war itzt die Freyheit eines großen Theiles der Gebirgsbewohner errungen — kein Blutstropfen entweihte die schöne Revolution; niemandes Recht ward hier verwundet, aber die Urrechte der Menschheit wurden dennoch die Grundlage der nachmaligen Gesetzgebung. Wunderbar vermischt sah man hier Grafen, Prälaten, Ritter und Bauern, alle geschirmt in ihren besondern Freyheiten, aber Alle gleich vor dem richtenden Gesetz. — Noch war keine Republik so blutlos hervorgegangen aus dem Schooße des Despotismus; keine Volksregierung aus so verschiedenartigen Gliedern gebildet worden.

Jedes Dorf besteht dort, als ein eigner Freystaat, dessen Haupt (Dorfmeister, Cuvigt) aus den Bewohnern desselben gewählt wird. Mehrere Dörfer, zuweilen auch nur

Eines, machen mit einander eine Gemeine, ebenfalls mit besondern Rechten und Freyheiten bekleidet, deren Obrigkeit das Volk jährlich erneuert; das Haupt der Gemeindsobrigkeit trägt den Namen Ammann, welcher mit seinen Beyrichtern (Rathsherren, Geschwornen) über alle Civilhändel (an manchen Orten selbst in Criminalfällen) urtheilt. — Aber die Gemeinen sind wieder unter einander verknüpft; ihrer drey bis vier die Glieder einer kleinen, fast ganz unabhängigen Republik, an deren Spitze ein Landammann steht; die Verbindung der Gemeinen aber heißt ein Hochgericht. Und acht solcher Hochgerichte bilden den Oberbund. Die Boten (oder Repräsentanten) der Gemeinen versammeln sich alljährlich, um die Geschäfte des gesammten Staats zu ordnen. Der Präsident dieser Volksversammlungen heißt Landrichter; er bekleidet die höchste Würde im Freystaat, ohne eine höhere Gewalt zu besitzen, als andre Boten — ihr Fürst ist das Volk, von welchem sie die Befehle und Entschlüsse erwarten, und die Sanction ihrer Gesetze.

§. 2.
Auch der Gotteshausbund und der Zehngerichtenbund.

Bald folgten, sagt man, dem großen Beyspiele des Oberbundes die Einwohner im Gebiete des Gotteshauses, welche der Bischof durch seine Castellanen beherrschen ließ; ausgenommen Ortenstein im Domleschg und Obervatz, welche Heinrich von Werdenberg, dem Freyherrn, eigen waren. Doch unbekannt sind der Ursprung und die Veranlassung dieses neuen Bundes, welcher den Namen des Gotteshausbundes erhielt. Schon seit frühern Zeiten waren die Kirchenknechte freye Leute geheissen, hatten sie schiedsrichterliches Amt über des Bischofs Zwiste verwaltet, und in Bündnisse sich begeben. Auch sie empfiengen Freyheiten und Rechte, wie die Gemeinden des Oberbundes, daß sie sich Obrigkeiten aus ihrer Mitte erwählen könnten, u. dgl. mehr. Dazu gelobten sie, alles Eigenthum des Bisthums zu beschirmen, so wie der Bischof ihre Freyheit zu vertheidigen beschwor.

Wahrscheinlich hat dieser Bund, welcher itzt aus zehn und einem halben Hochgerichte besteht, nicht mit einemmal seine ganze Gestalt und Größe empfangen, sondern sich nach und nach durch einzelne Befreyungen und Verbindungen vollendet, und ist deshalb keine Urkunde des allgemeinen Vereins, oder ein Bundesbrief des Gotteshauses zu finden. Doch aus allem schon Gesagten, wie auch aus dem Verein Bischof Hartmanns und der Gotteshausleute mit einigen Schweizer-Orten (geschlossen ums J. 1402.), ferner aus dem Bündniß welches eben dieser Fürst mit Bregell, Ober- und Unterengadin und dem Münsterthal, wider die Herren von Mätsch im J. 1405. errichtete, scheint man die hohe Wahrscheinlichkeit folgern zu dürfen, daß unter allen Rhätiern die Gotteshausleute zuerst der Freyheit nahe gekommen sind, wenn gleich dunkel der Zeitpunkt ist, darin ihre Bundesform entstand.

Schon — und auch dieses beweiset für das frühe Daseyn freyer Gemeinden, welche als

unabhängige Staaten betrachtet werden konnten — schon im Jahre 1425. verbanden sich mehrere Gemeinden des Gotteshausbundes zu Ilanz mit dem Ober-Bunde; jene Gemeinden waren drey heutige Hochgerichte, nämlich Oberhalbstein, Obervatz, Fürstenau im Domleschg, und Avers, Stalla und Bergün.

Am spätesten sahen die Freyheit die nordöstlichen Rhätier, welche unter der Botmässigkeit des reichen Grafen Friedrichs von Toggenburg — Urenkels des grausamen Donatus — und unter seinen Castellanen lebten. Als er sich ohne nähere Leibserben sah, vermachte er im Testament Leute und Lande an seine Gemahlin Elisabeth; denn er hatte vom Kayser Sigismund Erlaubniß gekauft, über seine Besitzungen nach Belieben zu schalten; und als ihn Abgeordnete der Stadt Zürich ersuchten, veroffenbarte er selbst sein Testament zu Feldkirch. Seine Lande waren aber: Die Grafschaft Toggenburg, Gaster samt Utznach, Tucken und Grinow in der

obern March; Stadt, Schloß und Herrschaft Mayenfeld, Schloß Marschlins, die Landschaft Davos und Prättigäu, nebst der Veste Solavers über Grüsch, wo der Graf geboren war, und andre Schlösser mehr; ferner das Thal Schalfik, welches er als ein Lehen von Chur besaß, Belfort und Churwalden; endlich auch die Länder, so er pfandsweise inne hatte, nämlich die Grafschaft Feldkirch, das Rheinthal, die Grafschaft Sargans, und was itzt noch dazu gehört.

Da nun der reiche Graf am letzten Tag des Aprils 1436. gestorben war, erhub sich ein großer Zwist über das Erbe desselben. Es sprachen darauf an die Kinder seiner Vaters-Schwester, und die Töchter seiner Mutter-Brüder, wohl unterstützt in ihren Foderungen von den Ständen Schwyz und Glarus, so wie die leidtragende Wittwe Elisabeth von Zürich mit ihren Ansprüchen geschirmt war. Man griff zuletzt zu den Waffen, und es entstand der in der Geschichte Helvetiens so namhafte alte Zürich-Krieg. Auch der Herzog

Friedrich von Oesterreich trat in den Streit, um seine Pfandrechte auf die Grafschaft Sargans gültig zu machen.

Als die rhätischen Unterthanen dieses sahen, glaubten sie, die Stunde ihrer Erlösung sey kommen. Sie nannten sich alsobald Freygelaßne durch den Tod des kinderlosen Friedrichs, und die Männer von Davos, Klosters, Kastels, Schiersch und Seewis, vom Chorherrgericht zu Schiersch, von Malans, Mayenfeld, Bellfort, Churwalden, Ausser- und Inner-Schalfik, vereinigten sich sogleich und schloßen feyerlich am Freytage nach Frohnleichnamstag 1436. ein ewiges Bündniß. Sie gelobten einander Beystand in Noth und Tod, auch Einheit und Untheilbarkeit des Bundes zu behaupten gegen die Erbherren; ferner, daß keiner den andern belangen wolle ausser Landes; daß keiner ohne Zustimmung des Ganzen in Bündnisse trete, und jeglicher sich dem Ausspruch der Stimmenmehrheit unterwerfe; daß nach zwölf Jahren die Urkunde dieses ewigen Vereins neu beschworen, und

die Bundestage zu Davos gehalten werden sollen.

So verketteten sich jene Landleute mit einander. Der Vorgang des Ober-Bundes und des Gotteshaus-Bundes bewaffnete sie mit Muth, einen neuen Freystaat unter sich zu schaffen, zwar kleiner, als die ältern beyden im hohen Rhätien, aber in der Vaterlands- und Freyheitsliebe, in Biedersinn und Tapferkeit seiner Bewohner, ihnen gleich.

Der Streit der Erben Friedrichs dauerte inzwischen fort. Auch Johannes Abundius, der Bischof von Chur, erhob seine Stimme und foderte 1437. die Lehen des Gotteshauses Winek und Schalfik; allein als er verzweifelte sein Verlangen gültig zu machen, gab er diese Güter dem Graf Heinrich von Montfort (1439.) zur Lehn.

Müde des Kampfes und Blutvergiessens, that die edle Elisabeth endlich auf die streitige Erbschaft Verzicht. Die übrigen Erben aber eilten zur Theilung der Lande, nachdem sie, wie es wahrscheinlich ist, im J. 1438. zu

Mayenfeld die Huldigung von den Unterthanen angenommen hatten. Doch dunkel ist die Theilung der Länder selbst. Wahrscheinlich empfiengen einen Theil derselben Wolfhard von Brandis, Gemahl Verenens, der Tochter von Friedrichs Mutterbruder, und Thuring von Arburg, ebenfalls Gemahl einer Tochter von Friedrichs Mutterbruder; Stadt und Herrschaft Mayenfeld und die Herrschaft Aspermont mögen diesen zugefallen seyn. Die Grafen von Montfort und von Monsax, in gleichem Grade mit Friedrich verwandt, gelangten zum Besitz der sechs Gerichte Davos, Klosters, Bellfort, Churwalden, Schalfik und Langwies. Hingegen scheinen die Gerichte Kastels, Schiersch und Seewis, dem Graf Ulrich von Mätsch, Elisabeths Bruder, eigenthümlich geworden zu seyn.

Der neue Staat war nun zwar in drey Theile zerschnitten, doch unbeschadet der Bundsgenossenschaft seiner Bewohner. Die Herrschaften waren genöthigt, ihnen ihre alten guten

Rechte und Freyheiten zu bestätigen, ja dieselben oft zu vermehren, um die Gunst der Unterthanen zu gewinnen; sie genehmigten das große Bündniß zu Davos, liessen sich selbst viele Einschränkungen gefallen, und traten so, als Herrschaften, in die Freyheitsgenossenschaft ihrer Unterthanen.

§. 3.

Politische Sonderung Rhätiens.

So war der Ursprung der drey Republiken im Lande der Grisonen. Ohne Fehde und ohne Verletzung billiger Rechte, ja selbst mit Beybehaltung der alten Gewohnheiten, Ordnungen und Privilegien einzelner Ortschaften, formten sich diese neuen Staaten. Es war jeder Bund nichts, als eine Verbrüderung vieler einzelnen Familien, die mit ganz verschiedner Freyheit, Macht und Eigenthum zusammentraten, um sich dieselben durch die große Vereinigung desto kräftiger zu schützen. Ganz besondre Gesetze herrschten in jeder Gemeinde, ganz besondre über das Allgemeine des Bundes. Da jede Gemeinde also gleichsam

einen für sich bestehnden Staat ausmachte, die innern Verhältnisse der Gemeinden aber ganz verschieden von denen in andern Nachbarschaften waren; so gieng aus der Vergesellschaftung dieser kleinen, unabhängigen Staaten eine Republik hervor, die einzig in ihrer Art unter allen Republiken des Erdbodens werden mußte. Man sieht hier eine große, reine Demokratie in Rücksicht der Form des Ganzen, in deren besondern Theilen aber eine wundersame Mannigfaltigkeit von Regierungsformen nach allen möglichen Schattirungen, von der despotisch-monarchischen bis zur reindemokratischen, herrscht.

Der Ursprung dieser sonderbaren Republiken war sehr zart; die Rechte der Herrschaften und Unterthanen stiessen in feinen Begränzungen zusammen. Die Foderungen der freyen Grisonen waren so gemäßigt, und doch so gefährlich für die Großen im Lande, daß man leicht eine Verwickelung beyder, und einen blutigen Kampf, der so lange vermieden war, ahnden mußte.

Doch nicht alle Landschaften, welche zu Rhätien von jeher gezählt worden waren, hatten sich in die Conföderation der drey Bünde begeben; und sie sind auch späterhin nie darin aufgenommen worden.

Zu Rhätien aber gehörten die Länder

I. Welche in das Bündniß gekommen sind:

a.) Der Oberbund: Abt zu Disentis über das Disentiser-Gericht. — Herr zu Rhäzüns über fünf Gerichte: 1. Rhäzüns, 2. Savien, 3. Tenna, 4. Obersax, 5. Waltenspurg. — Grafen von Monsax über sechs Gerichte: 1. Monsax, 2. Rufler, desgleichen als Erben der Freyherren von Bellmont, 3. Flims, 4. Grub, 5. Lugnetz, 6. Vals. — Hugo von Werdenberg über vier Gerichte: 1. Thusis, 2. Schams, 3. Splügen, 4. Tschapinen.

b.) Der Gotteshausbund. Der Bischof hatte 1. Chur, 2. die vier Dörfer, 3. Bergün, 4. Stalla, 5. Avers, 6. Oberhalbstein, 7. Tiefenkastel, 8. Fürstenau,

9. Samaden, 10. Zutz, 11. Steinsberg, 12. Schuls, 13. Ramüs, 14. Bregell ob Porten, 15. Bregell unter Porten, 16. Poschiavo, 17. Brüs, 18. Münsterthal ob Calven, 19. Mals unter Calven. — Heinrich Graf zu Werdenberg hatte zwo Gemeinden: 1. Obervatz, 2. Ortenstein.

c.) Der Zehngerichtenbund. Friedrich von Toggenburg der letzte, hatte zehn Gerichte: 1. Davos, 2. Klosters, 3. Castels, 4. Schiersch und Seevis, 5. Malans, 6. Mayenfeld, 7. Bellfort, 8. Churwalden, 9. St. Peter in Schanfik, 10. Longwies in Schanfik. — Domprobst und Capitel in Chur hatten ein Gericht; ist das Chorherrengericht zu Schiersch, welches man die Capitler nannte. Als durch den Ankauf dieser Capitler siebzig Jahre später das Chorherrengericht aufhörte, wurde aus dem Elfgerichten-Bunde der Zehn-Gerichtenbund.

II. Die nicht in das Bündniß gekommen sind:

a.) Innerhalb Gebirgs: Ein Theil der Grafschaft Tyrol, Aebtißin zu Münster, Abt zu St. Marienberg, Tarasp, Land Veltlin, Grafschaft Clâven, Grafschaft Bellenz.

b.) Diesshalb Gebirgs.

1. Am linken Rheinufer: Urseren, Haldenstein, Pfäfers, Sargans, Windegg, Schännis, St. Johann im Thurtal, Werdenberg, Herrschaft Sax und Vorstegg, Rheingau.

2. Am rechten Rhein-Ufer: Vaduz, Schöllenberg, Waldkirch, Sonnenberg, Montfort, Hohen-Embs, Bregenz.

§. 4.

Der Schamserkrieg, oder Fehde des schwarzen Bundes.

Verschwunden war nun plötzlich der Despotismus der Zwingherren in Rhätien, und man hörte fürder von keinen Greueln und

Gewaltthaten der Mächtigen. Die Revolution war vollendet.

Aber Heinrich der Graf von Werdenberg, welcher sich einst geweigert hatte, ein Glied des Ober-Bundes zu werden, sah mit Unwillen das Aufkeimen der freyen Bünde, und in ihnen die Gränze aller Tyranney. Mehrere Herren im Lande trauerten gleichfalls mit ihm; selbst Heinrich der Freyherr in Rhäzüns, welchen Peter der Ehrwürdige zum Bundesmann geworben hatte. Als der Werdenberger seine Unterthanen, welche wider seinen Willen zum Ober-Bunde getreten waren, durch nichts von demselben absondern konnte; da selbst die Bann- und Achtserklärung nicht fruchtete, welche er wider sie, als Rebellen, vom Kayser Sigismund ausgewirkt hatte; als sie sogar seine von den Zwingherren verlaßnen Burgen und Ortschaften befestigten, um Gewalt wider Gewalt zu stellen, verband er sich mit mehrern Edeln zur Gegenrevolution. Ihr Verein empfieng den Namen des schwarzen Bundes (nigra liga), weil

sie nach der Sitte der Adlichen jener Zeit schwarze Kleider, und überdem schwarze Zeichen trugen, an welchen sie sich erkennen wollten.

Der erste Angrif des schwarzen Bundes war gegen die freyen Männer von Schams gerichtet. Der Werdenberger rüstete im J. 1450. viel Volks, und sandte dasselbe, unter der Anführung seines Eidams und Hauptmanns Hannsen von Rechberg, aus der Grafschaft Sargans über den Kunkelsberg durch Tamins, Rhäzüns und Heinzenberg ins Schamserthal. Sie vollbrachten den Marsch in einer Nacht. Graf Heinrich von Rhäzüns hatte aber seinen Unterthanen sagen lassen, sie mögten nicht des Geräusches in der Nacht achten; denn er würde mit andern Rittern zur Jagd gehn.

Als die Schamser erwachten, sahen sie die Ausgänge ihres Thals von Bewaffneten versperrt, und die Knechte des schwarzen Bundes im Besitz der Bärenburg. Da eilten die Landleute zu den Waffen mit wüthendem Ge-

schrey; auch kamen die Männer von Savien herbey durch einen unbesetzten Paß, und die Söldner des Tyrannen wurden überall in die Flucht geschlagen und zerstreut, und alle, die sich in den Rheinwald flüchteten, von den Bewohnern desselben niedergemacht. So rügten die Heldenbrüder Chaldars der Tyrannen Hinterlist.

Auch Heinrich der Freyherr in Rhäzüns wurde zur Strafe geführt. Gefangen ward er gen Valendas gebracht, als die Bundesgenossen heimkehrten vom Verfolgen des Feindes, und vom Zerstöhren der feindlichen Schlösser. Das Volk richtete über ihn, und erklärte ihn, seines Bundesbruchs und Meyneydes willen, des Kopfs verlustig. Heinrich aber blieb unerschrocken im Gefängniß, und fürchtete nicht die Todesstunde, sondern eine martervolle Hinrichtung; denn er war sehr fett. Da zeigte ihm der Scharfrichter im Kerker das Schwerdt, und blies ein Haar dagegen, daß es zerschnitten wurde vom Anhauch; alsbald verlor der Graf die Standhaftigkeit. Aber seiner treuen

Knechte einer trat hinaus zum Volk, und bewirthete dasselbe köstlich von des Grafen Reichthum, als auf seinen Befehl, indem er sprach: Der Graf war euch immer hold, und er will euch gütlich thun zum letztenmal. Als nun das Volk frohen Sinnes ward neben den Bechern Weins, rühmte der treue Diener die Freygebigkeit seines Herrn, und entschuldigte ihn, daß er sich habe verführen lassen vom schwarzen Bunde. Da wurden die Herzen der Ergrimmten weich, und sie begnadigten den Grafen, der auf den Knieen vor ihnen lag, und seinen Dank stammelte, und die schwarze Liga verfluchte.

§. 5.

Untergang mächtiger Geschlechter befördert das Wachsthum rhätischer Freyheit.

Also endete sich die Fehde des schwarzen Bundes wider die Freyheit der Grisonen, welche nun, eingeweiht vom Tyrannenblut, mächtiger und mächtiger hervorgieng.

Heinrich, der Schwarzen Haupt, trauerte

inzwischen, als er, durch die Einigkeit weniger freyen Männer, seine Ritter geschlagen, die schönsten seiner Burgen verwüstet, seine Hoffnungen zerstöhrt sah. Der Tod endete sein Leid. Aber sein Sohn, Georg, Graf von Werdenberg, nicht von des Vaters kriegrischem Geiste beseelt, verkaufte die Rechtsame über Vatz, Thusis, Heinzenberg und Tschapinen an das Bisthum Chur (1456.) und behielt für sich nichts im Domleschg, als das auf der Felsenhöhe ruhende Schloß Ortenstein. Auch Rheinwald und Savien verkaufte er (1493.), da er sie kaum von Rhäzüns eingelöst hatte, an Joh. Jakob Trivulzi, dessen Geschlecht diese Landschaften lange besaß. Die Grafschaft Sargans, so ihm ebenfalls unterthan war, veräusserte er (1481.) an die Schweizer. So, aller Regimentsbürden entladen, lebte er herrlich und in Fülle zu Ortenstein, und starb i. J. 1501. Mit ihm vergieng ein großer, weiland mächtiger Zweig am grauen Stamme der Werdenberge, der vor wenigen Jahren den

freyen Grisonen noch der furchtbarste gewesen war.

Redlichkeit und strenge Einfalt der Sitten wohnten in den Hütten der Landleute; darum wurden sie frey, und blieben sie frey. Zwietracht, Ruchlosigkeit und Schlemmerey hauseten in den Schlössern der Vornehmen; darum verarmten sie und starben ihre Geschlechter aus. Die Landleute benutzten die Verschwendungen und bedrängten Zeiten ihrer Herren, und kauften sich früher oder später los von ihnen und von ihren Herrscherrechten. So wurde durch die Freywerdung der einzelnen Gemeinden die Freyheit der ganzen Bundsgenossenschaft gestärkt und befestiget.

Auch die Grafen von Bellmont waren nicht mehr zu dieser Zeit; ihre Güter fielen denen von Misox zu. Allein Graf Peter von Misox, welcher ums J. 1450. lebte, wetteiferte im Verschwenden mit Georg dem Werdenberger in Ortenstein. Er starb zuletzt schier in Armuth; denn er hatte seine Herrschaften Grub, Lugnez und Flims, an das Churer-

Bisthum verkauft (1483.), von welchem späterhin sich die Landleute alle Rechte wieder einlöseten.

Auch das Haus der Brunen zu Rhäzüns gieng unter im J. 1459. mit Ulrich Brun, dem letzten seines Geschlechts in der Freyherrschaft. Durch mancherley Kauf und Wiederkauf der Rechte von Rhäzüns gelangten diese (1549) an das Haus Oesterreich. Nach heutiges Tages übet sie dort ein Verwalter im Namen der Herrschaft; doch sind sie an sich nicht von so großer Wichtigkeit, um der Freyheit des großen Bundeslandes gefährlich zu seyn.

Durch ein unglückliches Ereigniß andrer Art wurden fast zur selben Zeit unabhängiger die Leute der Herrschaft Hohentrims. Dort lebten die Baronen von Heuwen, berühmt im Lande durch Völlerey und Ueppigkeit. Sie hatten endlich die meisten Güter ihrer Herrschaft an die Bauern verpfändet, doch mit Vorbehalt des Einlösungsrechts. Aber im J.

1470. brannte das Schloß nieder, und alle Urkunden wegen der Güter giengen mit den daran hängenden Rechten verloren. Die Burg ward nie wieder aus ihrem Schutte erhoben; einsame Trümmern am Felsen unter wilden Gebüschen sind die Ueberbleibsel vom alten Denkmale Pipins.

Schöner stieg inzwischen Chur, die freye Reichsstadt, aus ihrer Asche hervor, als sie im J. 1464. von den Flammen verzehrt worden war. Kayser Friedrich III. begnadigte sie sehr, um ihr aufzuhelfen. Nicht zufrieden, ihr die gesammten alten Rechte und Privilegien zu bestätigen, steuerte er sie aus mit neuen Freyheiten; er ertheilte ihr Freytags nach Jacobi das Recht die verpfändete Reichsvogtey an sich zu lösen — die Bürgerschaft in Zünfte zu vertheilen, wie es andrer Reichsstädte Sitte war; und sind deren zu Chur fünf errichtet worden — ferner, Bürgermeister und Rath sollten über hohe und niedre Gerichtssachen urtheilen dürfen — auf Erbgüter und Zinsen in ihrem Gebiete, Steuer, Dienst

und Wachtgeld legen, und vom Weine die Hälfte des Umgeldes beziehen können.

Ruhe wohnte und Freundschaft in den Thälern der Verbündeten; selbst die sonst unruhigen Lombarden nährten friedlichern Sinn gegen ihre Nachbaren. Die Herzoge Bona und Joh. Galeazzo Maria Sforza Visconti von Mayland, erlaubten vorzugsweise einzelnen Gegenden Rhätiens, als den Leuten von Bregell, Engadin, Schams und Oberhalbstein, jährlichen Aufkauf und zollfreye Abführung bestimmter Scheffel und Fuder Getraides und Weins (im J. 1467.) um sich freundliche Nachbarschaft zu sichern. Auch späterhin (1477. und 1484.) bestätigten die mayländischen Herzoge diese Erlaubniß, doch ausschliessend nur den Bregellern.

§. 6.

Der Bünde Verein.

Nicht ohne Gewinn genossen die Grisonen diese goldne Friedenszeit; sie gedachten des nachbarlichen Helvetiens, und wie dieser Frey-

staat ein Jahrhundert lang um seine Freyheit gefochten habe. Darum sannen sie auf Mittel, ihre neue Unabhängigkeit zu sichern wider allen künftigen Sturm, und Stärke zu gewinnen, ohne Aufwand. — Also beschlossen die drey Bünde einmüthiglich sich zu vereinigen in einen untheilbaren Staat.

a.) Der Einzelnen unter einander. Diesem Entschluß gieng nicht nur der männigliche Wunsch zum gemeinschaftlichen ewigen Bund, und die Eintracht der Herzen voraus; sondern auch schon manches kleine Bündniß, wodurch besondre Gemeinden des einen Bundes an die Gemeinden des andern geschlossen waren. So hieng schon seit dem elftausend Jungfrauntag des J. 1396. ein Theil des Gotteshaus-Bundes mit dem Ober-Bunde durch die Einigung gewisser schon (S. Zeitr. II. §. 10.) genannten Gemeinden zusammen, und diese Einigung war wiederum bestätigt worden vom Ober-Bunde durch einen Spruch zu Jlanz im J. 1425. — So war der Bund der elf Gerichten an den des Gotteshauses ge-

flochten, durch die Verbindung, welche einst Graf Friedrich von Toggenburg (am 7. Herbstmondes 1429.) für sich und die elf hohen Gerichte mit den Leuten im Engadin geschlossen hatte, die den gesammten Gotteshaus-Bund zugleich darein webten.

Jegliches Jahr machte das Bedürfniß der vertraulichsten Einheit den jungen Freyständen fühlbarer; fast jedes Jahrzehend sah eine neue Verbrüderung. — Es errichtete Chur, die freye Reichsstadt nebst den Vier-Dörfern, eine feste Einigung mit dem Bunde der Grauen am Tage der Himmelfarth 1440. — Es reichten sich zu Chur zur unauflöslichen Verbindung im J. 1450. der Bund der elf Gerichte und der des Gotteshauses die Hände. — Es verbanden sich mit gleicher Herzlichkeit im März, am Donnerstage vor U. L. Fr. Empfängniß 1471. der Bund der Grauen und der elf Gerichten.

So waren die jungen Freystände, indem sie einzeln sich untereinander vermählt hatten, insgesammt verknüpft, und vorbereitet zu dem

großen Schritte, allen drey Bünden die Form eines einigen, zusammenhängenden, untheilbaren Staates zu geben.

b.) Und Aller zu Vazerol. Und es geschah im J. 1471. Da zogen der Bischof von Chur, Ortlieb von Brandis, und der Abt von Disentis, Johannes Schnek, Jodoc. Nikolas Graf von Zollern als Herr von Rhäzüns, und Petrus von Misox, Graf zu Sax, und die Boten aller Bundesgemeinden in Rhätien, rechtschaffne Landleute, gen Vazerol im Bellforter-Gericht, das Werk zu vollbringen.

Sonder Geräusch und Gepränge traten die vazerolischen Gesetzgeber zusammen; die Grösse der Handlung gab ihrer Versammlung Würde; Eintracht und Ordnung galt für todte Pracht; Gottesfurcht im Eyde war die Feyerlichkeit desselben.

c.) Verfassung. Sie verglichen sich leicht. Beschirmung der Freyheiten und Rechte des Ganzen und der einzelnen Gemeinden war der Zweck ihrer Sendung; der möglich größte

Gewinn bey der möglich kleinsten Aufopferung. Der Staat war noch zu neu, die Gefahr seiner Vernichtung noch zu nahe, um es wagen zu dürfen, durch eine gleiche Vertheilung der Rechte, durch die Einführung allgemeingeltender Gesetze, aus den verschiednen Republiken eine einzige zu schaffen, und die drey Bünde in einen einzigen aufzulösen. Es schwebte den Gesetzgebern das föderative System der Eydgenossen im nachbarlichen Helvetien vor, und sie beschlossen, ihre eigne Constitution nach jenem zu bilden.

Daher ward festgesetzt: Rhätien sey eine Republik verbündeter Staaten, und der allgemeine Verein derselben ohne Nachtheil der Gerechtsamen einzelner Glieder. — Ohne Zustimmung des Ganzen darf kein fremder Theil in die Verbindung gezogen werden. — Der Ausspruch zweyer Bünde ist entscheidend über den dritten; im Streite zweyer gegen einander ist der dritte Schiedsrichter; im Streite zweyer Bünde gegen den dritten, sollen von den zweyen, sechs ihrer Bundeseyde freyge-

machte Männer, und eben so viel vom dritten gewählt und zu Schiedsrichtern gesetzt werden; und sollten alle drey Bünde untereinander mißhellig werden, so müssen drey oder vier ehrbare Männer aus jedem Bunde gewählt, und ihres Bundeseydes freygesprochen, richten; und die Mehrheit der Stimmen soll entscheiden: Wäre aber auch hier keine beruhigende Mehrheit, so können die drey Bünde gemeinschaftlich einen Obmann erkiesen, wo es ihnen gutdünkt. — Zwey Bünde können den dritten zum Gehorsam zwingen. — Kein einzelner Bund darf ohne den Rath und Willen der andern kriegen. — Alle Beute und Eroberung soll gleich getheilt werden. — Kein Bund soll für sich allein Frieden schliessen dürfen. — Im Kriege sollen auch die geistlichen Güter, nach dem Erkenntniß gemeiner drey Bünde, Beysteuern entrichten. — Die Bünde sollen einander Sicherheit des Eigenthums, Schirm der Straßen geben, und feilen Kauf unter einander zugehn lassen. —

Keine

Kein Mörder soll, sobald er von einem Gerichte dafür erkannt würde, im Fall der Flucht, Schutz geniessen von einem andern. — Zwar soll diesem Bündniß Ewigkeit geschworen seyn; doch mag die Gemeinschaft der drey Bünde, ohne Gefahr der Eydsverletzung, an ihrer Constitution jedesmal verändern, nachdem die Noth heischt.

Dies war der Hauptinnhalt des großen Bündevereins.

§. 7.

Die ersten Kriege der freyen Grisonen.

Mit Kraft erhob sich nun das wiedergeborne Rhätien neben seinen Nachbaren, und begann, als ein neuer Staat, seine Verhältnisse zu ordnen gegen das Ausland. Wallis gegen Abend, und die Eydgenossenschaft gegen Mitternacht, waren treue Nachbaren und natürliche Bundsgenossen der Grisonen; aber Tyrol gegen Morgen und Mayland im Mittag, theilten nicht mit ihnen Vertrauen und Freundschaft. — Stärke war den Grisonen

geboren durch ihre Einigkeit, und das Gefühl der Stärke lockt zu Thaten.

Darum waren kaum vier Jahre verflossen seit dem Bundesschwur zu Vazerol, als Graubünden schon in einen dreyfachen Krieg zog.

a.) Für Wallis. In den Gebirgen von Wallis hatte sich ein schwerer Streit erhoben. Dort genossen die Bewohner der hohen Gelände, welche an die Berge des Furka rühren, und mit ihren Quellen den jungen Rhone-Strom bereichern bis zum Fluß Morsa, der Gränze zwischen dem obern und niedern Wallis, einer uralten Unabhängigkeit. Seit dem Tode des Kaysers Friedrich II. (1250.) und des Reichs allgemeiner Zerrüttung, hatten sie dieselbe erworben, und wohl bewahrt wider die anschwellende Macht des Hauses Savoyen. Aber der Genfer-Bischof, Johann Ludwig, ein Bruder des damaligen Herzogs von Savoyen, fiel mit einer großen Macht von Savoyarden und Niederwallisern in das obere Wallis ein, im J. 1475. und drohte den Landleuten ihrer alten Frey-

heiten Untergang. Da riefen sie um Hülfe zu ihren Nachbaren; und es kamen eilends von Bern und aus dem Gebirge der Graubündner einige Tausende; die Städte und Vesten der Feinde wurden verheert, die Gegenden des untern Wallis erobert, und den Oberwallisern unterworfen, welche dies Land seitdem durch ihre Landvögte beherrschen.

b.) Für die Schweizer. In einem nicht minder edeln Kampfe für Freyheit und Recht zogen die wackern Grisonen in eben dem Jahre, als sie den Brüdern in Wallis geholfen hatten gegen Savoyen. – Sie giengen aus, den freyen Schweizern zur Stütze, die, in ihrem Kriege mit Herzog Karl von Burgund, vom Könige in Frankreich, Ludwig XI. und dem Kayser Friedrich waren verlassen worden wider Treu und Wort. Sie fochten mit den Eydgenossen vor Elicourt, und in den Feldern von Granson; und eben so an dem unsterblichen Tage bey Murten (9. Juni 1476.) kämpften sie in den Reihen der Schweizer.

c.) Der Hennenkrieg. Inzwischen loderte die Kriegsflamme zur selbigen Zeit näher noch ihrem Vaterlande. Lange schon waltete ein alter Groll zwischen den Landleuten des untern Engadins und dem nachbarlichen Tyrol, welches dort mit seinen wüsten Gebirgen den Innstrom empfängt. Des Zwistes Ursache aber waren bald die Zölle und Erzgruben, bald die Gränzscheiden beyder Länder, bald verjährte und bestrittne Rechtsame und Freyheiten. Endlich nahm sich Herzog Sigismund von Oesterreich, als ein Graf von Tyrol, seiner Unterthanen an, und schickte einen Heerhaufen wider das Engadin, vom Feldobristen Slaudersberg angeführt, welcher im J. 1475. verheerend einzog und den Flecken Remüs abbrannte, den schönsten des untern Engadins. Aber die Männer von Engadin versammelten sich; es zogen ihnen Bundesgenossen von allen Seiten zu, und die Tyroler wurden in ihre rauhen Gebirge zurückgeschlagen, so daß sie nicht wagten wieder zu kommen. Ein altes Volkslied verewigte

im Engadin den Sieg dieses Thals, und die That Gebhard-Wilhelms des Tapfersten seiner Einwohner. Neben dem brennenden Remüs weilte das Heer der Tyroler in Schlachtordnung; ihm gegenüber stand ein kleiner Hause muthiger Engadiner, welcher auf Verstärkungen hoffte. Da trat aus der Tyroler-Schaar ein starker Mann hervor, Martin Johann geheissen, und höhnete übermüthig die Grisonen, und den Tapfersten derselben Gebhard-Wilhelmen. „Flieh"! rief er diesem entgegen: „Du entrinnst deinem „gewissen Tode"! — Wenn ich denn sterben soll, so sey es nicht unrühmlich! rief der Grison, streckte den Prahler zu Boden mit seinem Spiesse, und stürzte sich blindlings in das geschlossene Heer der Oesterreicher, von allen seinen Gefährten gefolgt, welche rühmlich sterben wollten, wie er. Mit tapferer Faust durchbrach er elf Reihen der Feinde, und drang vor bis an das Panier der Stadt Hall. Er zerriß die Fahne und sank blutig neben derselben von Speeren durchbohrt, und mit

seinen Trophäen bedeckt. Da rückten die Bündner-Schaaren, welche erwartet wurden, zur Schlacht an; aber die Feinde flohen von einem panischen Schrecken verfolgt (i. J. 1476).

Der Bischof von Trient und der von Brescia haben diesen Streit geschlichtet; der Krieg aber ist genannt worden der Hennen-Krieg, weil zu der Fehde Ursachen auch gehörte, daß die tyrolischen Amtsleute zur Fastnachtszeit nach altem Brauch von jedem Haus eine Henne verlangt.

§. 8.

Der Bund der elf Gerichte kömmt unter Oesterreich.

Während dieser Fehden waren durch mancherley Kauf und Verkauf ein großer Theil vom Bunde der elf Gerichten an das Haus Oesterreich gelangt.

Die Gemeinden dieses Bundes standen nämlich seit dem J. 1438. unter der Hoheit der drey Grafen von Sax, von Montfort und von Mätsch. Aber es scheint, daß die Gra-

sen von Sax ihren Antheil an der Erbschaft bald nach der Theilung dem Graf Wilhelm von Montfort überlassen haben, der folglich dadurch die sechs Gerichte Davos, Klosters, Bellfort, Schalfik, Churwalden und Langwies allein besaß. — Wilhelm von Montfort aber trat im J. 1459. seine Rechte an diese Landschaften seinem Vetter Hugo von Montfort, Herrn zu Rothenfels, käuflich ab, mit einzigem Vorbehalt des Wiedereinlösungsrechtes. Doch auch dieses verkaufte er ihm zuletzt.

Der neue Herr der sechs Gerichte bestätigte denselben die alten Gerechtsamen und Privilegien im J. 1460. Zu solchen gehörten alle die, welche sie schon im J. 1438. im Verabkommniß mit dem Grafen von Sax empfangen hatten; wie z. B. daß sie nur verpflichtet seyen für ihre Herrschaft *innerhalb* den Bundesgränzen; und zwar auf Unkosten der Herrschaft. In Zwisten unter der Herrschaft und ihren Unterthanen soll der Streit durch beyderseitige Abgeordnete zu Davos vermittelt,

oder in den acht Gerichten entschieden werden — Der Ammann könne über alles richten; nur Mord und Diebstahl zu bestrafen sey der Herrschaft vorbehalten — Bestätigung der alten Lehnsbriefe, Zollfreyheiten, Erlassung alter Schulden u. s. w.

Hugo von Montfort verkaufte seine herrschaftlichen Rechte, nachdem er sie kaum zwölf Jahre lang geübt hatte, an den Erzherzog Sigismund von Oesterreich im J. 1471. Sigismund aber trat, mit Vorbehalt des Einlösungsrechts, sie noch in eben dem Jahre an den Graf Ulrich von Mätsch ab, welcher schon, seit der Erbschaftstheilung, die beyden vordern Gerichte im Prättigäu, Kastels und Schiersch besaß. Er hatte den Kauf für seinen Sohn Gaudenz geschlossen; ihm gab er alsbald die neue Herrschaft.

Gaudenz von Mätsch bestätigte nicht nur, als neuer Herr, abermals die Freyheiten der Gemeinen (am Freytag vor St. Gallentag 1471.) sondern erweiterte dieselben durch folgende Begünstigungen: Es soll ihnen kein

Landvogt von der Herrschaft gesetzt seyn können, ohne Rath und Einstimmung der acht Gerichte; auch sollten ohne ihre Einwilligung die Gemeinen nie veräussert werden können von dem Geschlechte derer von Mätsch; desgleichen soll die Herrschaft immer wohnen inner den Gränzen der acht Gerichten.

Als nun aber Gaudenz im J. 1477. seine Rechtsame wieder an den Erzherzog Sigismund verlassen wollte, wurden die Gemeinden, zufolge ihrer Rechte, um die Einwilligung gebeten. Und sie hielten im selben Jahre einen Bundstag zu Davos, auf welchem auch die zwey andern Bünde im hohen Rhätien um Rath gefragt wurden. Der Ober- und Gotteshaus-Bund sprachen dagegen, und sämtliche drey Bünde sandten Abgeordnete an den Erzherzog Sigismund, um ihn zum Abstehen von dem Kaufe gütlich zu bewegen.

Aber Sigismund, welcher auf sein vorbehaltnes Einlösungsrecht verwies, stand nicht ab; und als die sechs Gerichte ihm den Eyd

der Huldigung zu schwören versagten, erschienen (1478.) Männer von Luzern gesandt, die ihnen freundlich zuredeten, und ihnen im Namen Sigismunds nicht nur aller Freyheiten Bestätigung, sondern auch die Ausdehnung ihrer Zollfreyheit über die gesammten Lande des Erzherzogs verhiessen. Da begaben sich die sechs Gerichte unter die österreichische Herrschaft, wider den Rath der andern Bünde; und im J. 1478. erhielten sie wirklich die Urkunde der verheissenen Freyheiten.

Endlich gab Gaudenz von Mätsch auch die Gerichte Schiersch und Kastels im Prättigäu an den Erzherzog, im J. 1489. Standhaft verweigerten diese die Huldigung; darum schloß sie Kayser Maximilian I. nach dem Tode Sigismunds vom Freyheitsbriefe aus, welchen er den sechs Gerichten im J. 1496. verliehen hatte, und sie standen inzwischen unter einem Vogt, welchen die drey Bünde Rhätiens setzten. Erst im J. 1499. bequemten sie sich zur Huldigung, und empfiengen

darauf im J. 1500. die Bestätigung ihrer Gerechtsamen.

So gelangten die acht Gerichte an das Haus Oesterreich, welches seine Rechte durch einen Landvogt üben ließ, der zu Kastels wohnte.

Diese Veränderung der Herrschaften kränkte übrigens nicht die Bundeseinheit der Völker im Hohen Rhätien. Geübter war ihre Faust zum Kriege worden in den Schlachten bey Sitten im Wallis und bey Murten; ihre Stärke und Einmüthigkeit ließ sie hoffen, daß ihnen auch ein größeres Wagstück gelingen würde, wenn sie das an Rhätien zurückzuerobern versuchten, was Maylands Habsucht einst davon losgerissen hatte.

§. 9.

Versuch zur Eroberung des Valtelins.

Das schöne Valtelin, die Grafschaften Cläven, Bormio und Puschiavo, waren ehmals Theile Rhätiens; Karls des Großen Frömmigkeit hatte das Valtelin — so wie

Maylands Vergrößerungsluſt, während der Schirmvogtey des Churiſchen Bisthums durch den unvorſichtigen Ulrich von Lenzburg mit dem Zunamen Schultheß (Scultetus), die andern damals dem Bisthum eigenthümlichen Ortſchaften (1350.) vom Lande der Griſonen getrennt. — Das Bisthum, berechtigt durch die beurkundete Schenkung Maſtinos, durfte jenen Verluſt allerdings zurückfodern; nie aber hatte Rhätien Muth und Kraft gehabt, es zu wagen. Itzt, ſeit dem Aufblühen der Freyheit, ſeit der Erſchaffung eines Staates in den Gebirgen, war der Zeitpunkt es zu können; und die politiſche Nothwendigkeit, den jungen Staat zu vergrößern, um ſeine Dauer gegen die Ueberlegenheit der Nachbaren zu ſichern, machte die Benutzung des Augenblicks zur Pflicht.

Ortlieb von Brandis war damals (ſeit 1459.) des Bisthumes Haupt in Rhätien; verbunden mit den Griſonen entſchloß er ſich, das Verlorne wieder zu nehmen, und ſandte im J. 1486. einen Botſchafter Huldrich Maſi

sol, von Engadin, gen Bormio zum mayländischen Podestat (Gewaltigen), Cisermondo genannt, welcher daselbst im Namen seines Herrn hausete. In Mayland aber war Herzog Joh. Galeazzo Sforza, noch unter der Vormundschaft seiner Mutter Bona und seines Oheims Ludwig des Mohrs. Cisermondo, nachdem er die Foderung, welche besonders Puschiavo und Bormio berührte, vernommen, ließ mit den Glocken stürmen, daß bewaffnet das Volk von allen Seiten aus den gekrümmten Thälern zusammenströmte, und sprach zu Massol: „Siehe dies Volk, seine „Menge, seinen Gehorsam, seinen Muth, und „gedenke der Macht meines Herrn! Glaubst du „denn noch, daß ich die Grisonen fürchte"? Massol begab sich von dannen, und nach dreyen Tagen erschienen mit offnem Panner die Grisonen vor Bormio. Da ergriff das Schrecken die Einwohner des Landes; sie warfen die Waffen nieder, flohen mit Weib und Kind in die nahen Gebirge, und ergossen sich in die fernern Thäler. Auch Puschiavo, seit

dem Vazeroler-Tage ein wirklicher Theil Churbündens, warf die Fessel Maylands ab.

Inzwischen der Herzog von Mayland noch seine Heere rüstete, drangen die muthigen Engadiner, Bregeller und Obersaxer, von der Seite des Bregells gen Claven vor; die Männer der zwey andern Bünde aber stiegen über das hohe Gebirg Adula und Splügen zum St. Jakobs-Thale hinab, ihren Genossen zu.

Claven, diese uralte Stadt, älter vielleicht als die Zeitrechnung der Christen, ruht am Gebirgsfuß, von der Maira bespült, in einer lachenden Gegend. Dreyer Thäler Eingang öffnet sich daselbst, durch welche man zum hohen Splügen, zum Bregell und dem Comer-See wandert. Dort waren Reichthum und Ansehn von jeher einheimisch.

Es neigte sich der Maymond des J. 1486 zum Ende, als die Grisonen in den Thälern der Grafschaft standen und Leute zusammentrieben von allen Orten. Da zog wider sie, von Plurs, Antonio der Clavner Graf, und

Cantolino Feldhauptmann; aber sie wurden in einem Treffen von den Bündnern zurückgeschlagen. Noch am Tage der Schlacht rückten anderthalbtausend von den Ueberwindern in Cläven ein, plünderten die Stadt und zündeten sie an, so daß Feuer und Rauch viele Stunden weit gesehen wurde.

Auch die, welche vom Bregell gekommen waren, hatten sich inzwischen Plurs, der reichsten Stadt der Grafschaft, bemeistert (29. Juny) und beschlossen sie in Asche zu legen. Aber Berthold Fontana, ein Mann von Obersax, sprach: „Behüte Gott mich vor der Greuelthat, daß ichs dulde diesen Ort in Flammen zu sehn, von dem mir wolgethan wurde, zur Zeit da Heinrychet mein Bruder in Cläven schwer verwundet war"! — Und die Dankbarkeit Fontanas rettete Plurs.

Die Bündner überwinterten im St. Jakobs-Thale; aber mit dem beginnenden Frühling fielen sie mit Heereskraft in das Valtelin, und verwüsteten alles von Bormio bis Sondrio. Da entschloß sich Mayland zum

Frieden, und Ludwig der Mohr, des Herzogs Vormund, überließ den Siegern Puschiavo, und erkaufte ihren Abzug von den Gränzen des halböden Valtelins und Clävens um 14000. Gulden. Dies geschah im J. 1487. Fröhlich wandten sich die Sieger zu ihrer Heimath.

Puschiavo ward nach seiner Zurückeroberung ein förmliches Hochgericht im Gotteshaus-Bunde, und war auch schon, da es noch unter Maylands Gewalt lag, als ein solches betrachtet. Denn es hatte sich bereits im J. 1408. am Tage des Erzengels Michael, unter besondern Bedingungen an das Bisthum ergeben — wiewohl das Gotteshaus, wegen Maylands Macht, seine Rechte nur gering üben konnte — und war deswegen auch in den allgemeinen rhätischen Bund, als ein Genosse desselben eingeschlossen. Späterhin erst (im J. 1537.) lösete es sich von allen Hoheitsrechten des Bischofes aus.

Dies waren die ersten Thaten der Grisonen,

nen, mit welchen sie ihren feyerlichen Eintritt in den Rang freyer Staaten bezeichneten; Unabhängigkeit und Eintracht machte sie entschlossen und gewaltig.

§. 10.

Der Bündner Zwiste mit Tyrol.

Doch es kam die Zeit, wo es eines grösseren Muthes und grösserer Kraft bedurfte, um obzusiegen; die Zeit, in welcher Rhätien der Raub seines mächtigsten Nachbarn zu werden drohte.

Noch hatten die Tyroler nicht der schweren Schmach vergessen, so sie aus dem Hennen-Krieg in ihre Gebirge zurücktrugen; die alten Zwiste wegen der Zölle, Erzgruben und Landmarchen an den Gränzen Tyrols und Bündens, und wegen andrer vorgeblichen Rechtsamen Oesterreichs im *Engadin* u. s. w. dauerten zwischen diesem Hause und Churbünden unaufgelöset fort. — Friedliche Vermittlungen, zu verschiedenen Zeiten begonnen, liefen frucht-

los ab. Die tyrolische Regierung zu Inspruck, geleitet von den Ränken einiger ihrer Räthe, vereitelte alle Bemühungen Bündens zur Ausgleichung, ungeachtet ihr Herr und Kayser Maximilian selbst den Frieden wollte. Die Beschwerden Bündens häuften sich; die Regierung zu Inspruck suchte sie zu vergrössern, um ihren Groll wider die Grisonen einen rechtlichscheinenden Vorwand zu Gewaltthätigkeiten leihen zu können.

Rhätien sah hell genug, daß nur einst das Schwerdt den verwickelten Knoten der Verhältnisse lösen würde, und suchte Stärke für die heranschwebende Gefahr.

Auch die Schweiz litt zu derselben Zeit von ähnlichen Bedrängnissen; Oesterreich fand sich von den Eydsgenossen mit Kälte begegnet, und sein erblicher Groll gegen das freye Land wurde genährt auf mancherley Weise. Der Bund schwäbischer Reichsstädte, welcher im J. 1488. auf den Trümmern der Gesellschaft des St. Georgenschildes erbaut war, und welchem beyzutreten Helvetien ver-

schmäht hatte, wandte sich nun feindselig gegen die steigende Macht der Eydsgenossen.

Als die Grisonen dieses wahrnahmen, beschlossen sie, sich enger mit den Genossen des unzerstöhrbaren Bundes in obern deutschen Landen zu vermählen. Gemeinsames Bedürfniß führte Helvetien und Rhätien zusammen. Am St. Johannes des Täufers Tage im J. 1497. reichte der Ober-Bund, und am zwölften Tage des Christmonds 1498. Churbünden den sieben Cantonen Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus die Hand zum ewigen Bunde, und beyde Theile gelobten sich Friede, Freundschaft und treues Aufsehen über einander zu halten; gelobten, daß keiner des andern Feind begünstigen, und einer den andern bey etwanigen Kriegen in den Frieden einschliessen wolle; und so sich etwan Spans zwischen beyden erhübe, daß sie sich gütlich vereinen wollten nach dem Ausspruch selbstgewählter Schiedsmänner: Daß einer dem andern feilen Kauf zulasse, ohne Beschwerden und Zölle; doch soll das

Erkaufte nur im Lande verbraucht und nicht weiter geführt werden können: Daß kein Theil in ein Bündniß treten solle, welches dem gegenwärtigen schädlich seyn dürfte. Dies und mehreres gelobten sich die Vereinten.

Bern aber, die reiche Stadt im schönen Nüchtlande, trachtete sanft und weise noch immer nach der Aussöhnung der hadernden Partheyen, und fügte sich auch nicht in das Bündniß der Grisonen. — Desgleichen blieb dem Bündnisse fremd das Bundesland der zehn Gerichte, wo Oesterreich der Freunde zu viel zählte.

Inzwischen hatten die Völker schon die Sache der zwistigen Regierungen zur ihrigen verwandelt, und sie beschimpften sich gegenseitig an beyden Ufern des Rheins, welche Schwaben von Helvetien, und an den Bergketten, welche Tyrol von Rhätien scheiden. Tyrol aber, als es von dem Bunde der Eydsgenossen und Grisonen vernahm, zog sich unter Schwabens St. Georgenschild; auch Constanz am Bodensee that es, versah sich

mit Wehr und Waffen, und drohte seine Feindschaft denen an, welche den Bündnern zu Hülfe kommen würden.

So waren die Gemüther zum Ausbruche reif; die Freystaaten in den Alpen aber harreten ohne Furcht.

§. 11.

Ausbruch des Schwabenkriegs.

Plötzlich, als kaum das J. 1499. begonnen, besetzte eine kayserliche Macht die Gränzen Tyrols; einzelne Feindesschaaren streiften in das liebliche Münsterthal, unter dem Vorwand, ein Frauenkloster daselbst zu besetzen, dessen Schirmvogt der Kayser seyn sollte. Aber die Thalleute des Münsters und Engadins rotteten sich zusammen, erschlugen achtzehn Feinde im Kloster, und bemächtigten sich desselben. Dies war das erste Blut, welches nochmals stromweis im Schwabenkriege floß.

Noch einmal ward die Erhaltung des Friedens versucht; der Kayser Maximilian war nicht abgeneigt; und der Churer-Bischof

Heinrich von Heuwen, setzte den Völkern einen Tag zur Vergleichung in Feldkirch. Man traf zusammen; aber der erbitterte Pöbel sang Schmachlieder auf Bündens Gesandte und der Bote, welcher von Feldkirch ausgeschickt war, einen Waffenstillstand zu verkünden, wurde von den Kayserlichen aufgefangen.

Darum setzten die Völker ihre Kriegsrüstungen fort; der schwäbische Bund sammelte seine Macht an den Ufern des Bodensees; Helvetien zog eine Linie von Streitern um sich, von den Gebirgen im Engadin am Rhein-Ufer hinab bis Basel, und an den Ufern der Aar bis Granson.

Am 15. Jänner des J. 1499. versprach der Ober-Bund dem bedrängten Gotteshaus-Bunde kriegrischen Beystand; auch das Domkapitel von Chur versprach's, wider des Bischofs Willen, der immer zum Frieden rieth. Uri sandte aus seinen Thälern 600. streitbare Männer; deßgleichen sandten andre Kantonen Hülfe ins Bündner-Land; nur Bern begeg-

nete dem Verlangen der Grisonen mit schnödem Unwillen.

Zum letztenmal eröffnete Heinrich der Bischof eine Friedenszusammenkunft, und suchte den Waffenstillstand zu vermitteln im Münsterthal, wohin er gezwungen war im Panzer mit dem Heere zu gehn, weil er den Argwohn des Volks auf sich geladen, er halte es mit dem Kayser. Schon zogen sich die Heere von den Gränzen zurück; schon wurden mit Dank die Streiter von Uri entlassen — aber die Zügellosigkeit kayserlicher Soldaten vernichtete alles. Diese steckten beym Rückzug drey Häuser der Gotteshaus-Leute zu Lautsch in Brand, und griffen die heimziehenden Eydsgenossen bey Azmoos mit Geschütz an. — Sogleich wurden alle Heere der Bundsgenossen zurückgerufen, und der Krieg hub sich von neuem an.

Das folgende war die wichtigste Ursache des Friedensbruches: Die kayserliche Regierung zu Inspruck foderte von den Gemeinden im Engadin und Münsterthal den Eyd der Treue und Huldigung kayserlicher Majestät,

zufolge des Friedensvertrages mit dem Bischof von Constanz und dem von Chur im Namen des Gotteshauses geschlossen. Des erschraken die Churbündner hoch; denn ganz anders lautete der Friedensbrief, welchen sie vom Bischof Heinrich empfangen hatten. Es weigerten sich des Eydes die Engadiner und Münsterthaler männiglich; nur die Gotteshaus-Leute von Calven, Chalavaina und Casa Venae, ein Geländ zwischen Taufers und Glarus, wo vor Zeiten das Erz aus den Schlacken geschmolzen ward, schworen verführt.

Sogleich ließ die Regierung von Inspruck ihre Schaaren ins Land der Weigernden ziehn (am 9. Februar), an die 8000. Mann zu Fuß und zu Roß. Sie durchströmten verheerend das Münsterthal, verbrannten das Frauenkloster, und streiften ins Engadin. Aber am Eingang in dasselbe, im Scharl-Thale, wurden sie geschlagen; 200. Kriegsknechte des Kaysers von 60. Engadinern.

Zu gleicher Zeit bemeisterte sich Ludwig

von Brandis, Herr zu Vaduz, Hauptmann kayserlichen Volkes, des St. Luziensteiges, und der Stadt Mayenfeld in seiner Nachbarschaft. Vierhundert Graubündner starben hier den Tod fürs Vaterland, als sie Mayenfeld verfochten; nur wenige blieben am Leben.

Doch die Bündner-Schaaren eilten, den Tod der Brüder zu rächen, gen Mayenfeld; auch die Eydgenossen, welche im Lager zu Azmoos bey Sargans standen, zogen über den Rhein, und schlugen bey Treisen das Schwaben-Heer, als es ihnen den Uebergang wehren wollte. Aber unter den Eydgenossen waren nicht Bern, Solothurn und Freyburg, welche sich begnügten ihre eignen Gränzen zu decken.

Sieg am Luzisteig. Im Walde bey St. Wolfgangs-Kirche hielten die Verbündeten Rath; von da zogen, der Abrede gemäß, die Grisonen zur Wiedereroberung des St. Luziensteigs, die Eydgenossen aber hinab gen Balzers, zur Vertreibung der Kayserlichen. Der Tag dunkelte schon, als jene den Lu-

ziensteig erreichten. Sie griffen an; der Feind ward geschlagen; 800. Schwaben fanden da ihr Grab in der schrecklichen Nacht. Die Sieger verfolgten den Feind bis über Balzers; dort zündeten sie ein Haus an, zur Leuchte bey ihrem Nachtessen, welches sie den Feinden abgejagt hatten.

Tausend Eydsgenossen kamen am folgenden Tage (12. Febr.) aus dem Lager von Azmoos über den Rhein, den wackern Rhätiern zu, welche ihren Sieg verfolgten, 350. Feinde bey Treisen erschlugen, die andern aber über den Treisner-Berg den tausend anrückenden Schweizern in die Hände trieben. Zwey Panner und ein Feldstück war der Bündner Beute; Vaduz die feste Burg ward erobert, Ludwig von Brandis und sein Bruder Wolfgang in die Gefangenschaft nach Rapperswyl geführt, und das ganze Wallgäu gezwungen, den Verbündeten einen Eyd der Treue zu schwören in Treisen.

Dies alles war das Werk eines einzigen Tages; ihm wich an Ruhme nicht der folgende

(13. Febr.). Da zogen die Verbündeten auf Mayenfeld. Es öffnete seine Thore; gefangen wurden die Gebrüder Sigmund und Thüring von Brandis, nebst 4000. von der Besatzung gen Chur gesendet, und das Schloß Mayenfeld, die Burgen Aspermont und Jenins, welche damals Schlanderbergers des Tyrolers Eigenthum waren, eingenommen und geplündert.

Als die sechs Hochgerichte, deren Herr der Kayser war, im Bunde der elf Gerichten, die Männlichkeit ihrer Brüder und Verwandten sahn, und hörten, wie der Feind in Rhätien bald dort, bald hie einbreche, gedachten sie des ewigen Bundes von Vazerol, und zogen ihre Pflichten gegen das Bundesland den Pflichten gegen den Kayser vor, setzten das Bündner-Wappen in ihre rothen kayserlichen Heerfahnen, und bemächtigten sich der Rechte Oesterreichs in ihren Gegenden. Auch Castels und Schiersch, welche noch Gaudenz von Mätsch besaß, wurden losgerissen, und einem bündnerschen Landvogt

überantwortet, weil Gaudenz dem Kayser anhieng. So waltete nun brüderliche Einmüthigkeit unter den Freyständen im hohen Rhätien.

Inzwischen zu Davos die Boten des Churer- und Ober-Bundes mit den Männern der elf Gerichte wider den Vaterlandsfeind unterhandelten (16. Febr.), schlugen die siegreichen Eydsgenossen den Heerzug der Schwaben bey Hard (den 20.) und streiften sie in den Bregenzerwald, welcher mit 1600. Fl. die Gnade der Ueberwinder erkaufte. Auch Bern, Freyburg und Solothurn sagten nun dem Schwabenbunde feyerlich ab, an dem nämlichen Tage, als die sechs Gerichte zu Davos sich den Rhätiern zuschworen, und überwältigten das Hegäu.

Heinrich von Heuwen, der Bischof von Chur, wohnte inzwischen noch immer, während des Kriegsgetümmels, in seinem Schlosse Fürstenburg, unentladen vom schweren Verdacht des Volkes. Sein Elend stieg, als er, (den 20.) von Furcht bezwungen, den Kay-

serlichen die Fürstenburg abtrat. Da floh er gen Inspruck, zagend vor der Rache Bündens, welches ihn einen Verräther schalt, und seine Schlösser im Lande sofort in Besitz nahm.

Mehrere Siege der Verbündeten.

Wichtige Begebenheiten stürzten in dieser Zeit einander eilends nach; in jeder Woche zählte man Gefechte und Schlachten; vom Sarganser-Land bis Basel wurden die Ufer des Rheins mit Blut gefärbt. Aber der Sieg stand überall unter den Fahnen der Verbündeten: Bey Basel im Bruderholz (24. März), wo der Feinde 600. auf dem Schlachtfeld blieben; im Rheinthal (25. März) wo Hans Wala, der tapfre Glarner, durch seinen Muth den Grimm der Feinde in Ehrfurcht verwandelte; im Gehölz des Schwaderlochs bey Constanz (11. April), wo die Thore dieser Stadt den fliehenden Haufen zu eng wurden; im blutigen Kampfe bey Frastenz im Wallgäu (20. April), wo Heinrich Wolleb der unsterbliche Urner sank, und sinkend siegte.

Drey verlorene Hauptschlachten hatten den Bund des Georgenschildes erschüttert, und seinen Trotz gebeugt, als der Kayser, von der Landesgefahr gerufen, in eigner Person erschien. *Maximilian* erlies alsbald ein Aufgebot an alle Stände des Heil. Röm. Reichs, sich aufs stärkste zu rüsten zu Roß und zu Fuß, und Tags und Nachts ihren Zuzug zu beschleunigen. Er schilderte die *Eydgenossen* als ein Volk von allen Verbrechen befleckt, und sagte: „Sie haben wider Recht und Kriegesbrauch, unabgesagt (welches von Türken „und Heyden unerhört ist) sogar gewagt das „Reich anzugreifen, und einen merklichen un„mittelbaren Theil desselben, den Grauen „Bund (welcher dieses Kriegs erster Ursä„cher ist) in ihre unnatürliche Vereinigung „aufzunehmen. Dessen ungeachtet haben die„se groben Bauern, in denen keine Tu„gend, adelich Geblüt noch Mäßigung, „sondern eitel Grobheit, Ueppigkeit, Un„treu und Haß deutscher Nation ist, viele „des Reichs bisher getreue Städte und Un-

„terthanen auf ihre Seite zu bringen gewußt", u. s. w.

Also lauteten Maximilians, des zürnenden Kaysers, eigene Worte.

Itzt beseelte neuer Muth den Schwabenbund. Rhätien ahndete größere Auftritte, und rüstete sich zum äussersten Kampf; ein gleiches thaten die Eydgenossen, welche zuletzt unter einander über ihren Kriegsplan uneins wurden. So wie in Rhätien der unglückliche Churer-Bischof durch sein Zaudern und Friedepredigen den Haß des muthigen Volkes gewonnen hatte, so ward in Helvetien Bern beargwohnt, daß es dem Kayser wohl wolle, indem männiglich bekannt war, wie ungern diese Stadt in den Krieg eingetreten war. Doch lähmte der Zwist die Kraft des Ganzen nicht; unverdrossen wurde mit abwechselndem Glücke manches Gefecht begonnen: An den Mitternachtsgränzen Helvetiens, in Basels Münsterthal, im Sundgäu neben Solothurn, u. s. w. Aber größer als

alles war zu dieser Zeit der unsterbliche Kampf der Rhätier im Vinstgau.

Nachahmer Gebhards Wilhelms.

Vom Etschlande daher waren der Kayserlichen 8000. in das untre Engadin verwüstend eingebrochen; zur Einöde ward das schöne Thal umher; schaudernd flohen die Bewohner, und die geringe Zahl der streitbaren Grisonen hier wagte keinen Widerstand. Der feindliche Gewaltshaufe stand bey Remüs, auf dem Felde, wo einst Gebhard Wilhelm fiel. Da sahen drey heldenmüthige Männer aus Ardez, Perzifal Gervedo, Hans Georg und Joh. Mengarda und ein Mann aus Sculs die Einöde, die brennenden Dörfer, des Vaterlands Gefahr. Sie riefen ihren kleinen Haufen zum Kampf an, und fanden kein Gehör. Ihr Herz blutete; sie hofften durch ein großes Beyspiel die Muthlosen zu begeistern; der Geist Gebhard Wilhelms umschwebte sie. Und sie zuckten das Schwerdt, stürzten in der Feinde nächste Schaar, kämpften sich durch

bis

bis zum Panner, zerrissen die Fahne, wie Gebhard sie einst zerriß, und starben, wie er, von den Feinden umringt; aber sechs Leichname der Kayserlichen lagen neben ihnen.

Wüthend rückte nun die Schaar der Etschländer vor, brannte zehn Dörfer nieder, und nahm beym Rückzuge drey und dreyßig Geiseln mit sich gen Meran, die ausgeschriebne Brandschatzung zu verbürgen.

Als die Bündner das Elend des Engadins vernahmen, sammelten sie sich bey 800. in ihrem Münsterthal. Aber der Feinde standen 15,000. bey Lavaina, wo sie den Ausgang des Thales mit einer starken Landwehr von Holz und Erde verrammelten. Dort lagerten sie sich hinter der Schanze, an den Quellen der Etsch, auf der Malser-Heide, und lachten des Anzugs der „grauen Hunde" und der Bündner-Weiber, welche im Nothfall ihren Männern folgten, um mit zu streiten, wie ihre Mütter einst stritten gegen Rom, da Rhätien seine Freyheit verlor.

Aber Niklaus von Brandis, der Hauptleute einer im Heere des Kaysers, salbete am Pfingstsonntag seinen ledernen Beinharnisch eigenhändig, und sprach zu denen, welche ihn der Sabbathsentweihung tadelten: „Wenn „die Bündner kommen, die mit uns den „blutigen Fastnachtstanz am Luziensteig ge„tanzt, so geb' ich dem, der Morgens den „seinen salbet, Schmär und Stiefel sein Le„benlang".

Die Bündner kamen. Am Abend des 21. Mays pflogen sie Kriegsrath im Dorfe Taufers, entwarfen den Plan zur Schlacht, und schieden. In der Mitternachtsstille zog ein abgeordneter Haufe über den Splügen-Berg, den Kayserlichen jenseits der Linie in den Rücken zu fallen; vor dem Angriff aber versprachen sie — denn ihre Zahl war klein — dem zurückgebliebnen Bündner-Heere, welches Dietrich Freuler von Schams anführte, ein Zeichen zu geben durch Anzündung eines Heustalls oder Ausbreitung eines weissen Tuches. So giengen sie, und am Morgen standen sie

auf der Höhe, empfahlen im Gebete sich und das Vaterland Gott, gaben ihren Brüdern jenseits der feindlichen Verschanzung das Zeichen, und stürzten hinab wider den erschrockenen Feind.

Sieg bey Mals. Es war der Morgen des 22. Mays; da begann die Schlacht in der Malser-Heide. An der Spitze der kleinen Schaar standen Wilhelm Ringg und Lomaren von Lombris aus dem Lugnezer-Thal. Sie warfen beym ersten Angrif die kayserliche Reuterey zurück, schlugen zwey Treffen des Feindes mit wunderbarer Kraft, und harrten der Hülfe von Freulers Heer; aber vergebens. Da erschlaffete schon ihr Muth, und ihr Fähnlein begann zu wanken; doch der Heldenmuth der Menge belebte die Feigen. Benedikt Fontana von Oberhalbstein erstieg des Feindes Schanze, und kämpfte noch sterbend gegen die Vertheidiger derselben. Mit der Rechten focht er, mit der Linken verhielt er sein quellendes Blut und die aus der weiten Wunde vorsinkenden Eingeweide,

und sprach, als er erblaßte: Nun, wacker dran, o ihr Bundsgenossen! Laßt euch meinen Fall nichts irren; ist's nur um einen Mann zu thun. Heut möget Ihr, so ihr Euch tapfer haltet, euer freyes Vaterland und freye Bünd' erhalten, oder aber, so Ihr sieglos geleget seyt, werdet Ihr euern Nachkömmlingen ein ewiges Joch auf dem Hals lassen! So sprach Fontana, und starb. Neben ihm sank Conrad von Marmels, Herr zu Rhäzüns, von einer Kugel getroffen.

Nun flogen Eilboten hinüber zu dem zaudernden Freuler, und zeigten ihm die blutigen Hellebarten. Er gab vor, das Zeichen zum Angriff nicht gesehn zu haben, rückte an mit seiner Macht, erstürmte die Landwehr, rettete den kleinen Bündner-Haufen, welcher vier Stunden lang allein gefochten hatte — und entschieden war der große Sieg.

Nie war Graubünden größer gewesen, als an diesem ernsten Tage in der Malser-Heide. Vier bis fünf tausend Feinde blieben auf

dem Wahlplatz, unzählige ertranken in den Wellen der Etsch; große Beute ward gemacht, kleines und grobes Geschütz erobert. Man sagt, daß von 15000. Mann der Feind nicht mehr als 8000. aus der Ebne von Mals gerettet habe. — Aber Freuler von Schams entfloh; denn er fürchtete den Grimm seines Volks.

Als der fliehende Feind gen Meran kam, foderte er der Stadt 33. Geiseln ab, die dem Engadin entführt waren. Da baten diese nur um Frist, ihre Sünden zu beichten, oder um Waffen, männlich sterben zu können. Beydes verweigernd, ermordete man sie. Doch rissen einige ihren Würgern die Hellebarden aus der Faust, und verkauften theuer das Leben. Die siegenden Grisonen streiften tief ins Tyrol, rächeten das Vaterland, und zogen mit Raub beladen heim.

Maximilian der Kayser, da er die Niederlage der Seinen hörte, ward erbittert, und beschloß, sich mit ganzer Macht wider Graubünden zu wenden. Darum sammelte er sei-

ne Völker; doch eh' er den Zug unternahm, mahnte er nochmals durch Mandate die Gemeinde Churbündens, ihm und dem Reich zu huldigen, oder er drohe, sie mit Gewalt zu zwingen.

Churbünden schwieg. Maximilian sandte seine Heere gegen das obere Engadin, durch unbekannte Wege und Gebirge; vom Veltlin her sollte Proviant herbeygeführt werden; denn die Gegenden umher waren verwüstet durch den Krieg. Sein Hauptmann, Bilibald Pirkheimer, mußte mit 200. Mann die Säumer decken, welche den Proviant führten.

Landes-Elend. Und als er in ein großes, aber abgebranntes Dorf kam im Münsterthale, traf er am Ende desselben auf zwey alte Weiber, welche an vierzig kleine Kinder wie eine Heerde vor sich hertrieben; sie waren alle vom Hunger hager und abgezehrt; ein entsetzlicher Anblick! Er fragte die Weiber, wo sie dieses Heer von Kindern hinführen wollten? Sie antworteten ihm mit verwirrtem Blick, und konnten vor Mattigkeit und

Schmerz kaum den Mund öffnen: Er werde es bald sehen. Er folgte ihnen. Sobald sie auf die nächste Wiese kamen, fielen die Kinder auf ihre Kniee, weideten das Gras mit den Händen ab, und verzehrten es. Durch die Gewohnheit hatten sie schon gelernt, die unschmackhaften oder ungesunden Kräuter stehn zu lassen, und besonders die säuerlichen auszusuchen. Ob diesem traurigen Anblicke ganz bestürzt, stuhnd Pirkheimer eine Weile da, und konnte kein Wort reden. Endlich sagte eine von den Alten: „Siehst du nun, was „diese Jammerschaar hier thut? Ach! wie viel „besser, wenn sie nie geboren wären! Ihre „Väter sind erschlagen, ihre Mütter vor Hun„ger umgekommen; ihre Habschaft hat der „Feind genommen, und ihre Hütten sind ab„gebrannt. Uns elender Weiber und dieser „Kinder wurde, um unsers Alters willen, „allein geschont. Ach! wir hoffen, der Tod „werde uns und ihnen bald ein Ende ma„chen. Es waren ihrer vor wenigen Tagen „noch einmal so viel"! — Bittre Thränen flie-

gen bey dieser Erzählung Pirkheimern in die Augen; er verfluchte den Krieg mit seinen schrecklichen Folgen. Mit eigner Feder hat er das Elend desselben beschrieben, und wir haben von ihm die obigen Worte entlehnt.

In drey Haufen vertheilt, zog das Heer des Kaysers über grausenvolle Gebirge ins Ober-Engadin. Hunger und erstarrender Frost quälte die Krieger; bald wälzten die Berge ungeheure Schneelawinen auf sie herab in die tiefen Klüfte, mit gräßlichem Geprassel; bald stürzten die Bündner von den hohen Gebirgsspitzen losgerissene Felsenblöcke auf die wandernden Schaaren. Ermattet stiegen sie in das Thal des Ober-Engadins hinab; aber die Bündner hatten selbst ihre Ortschaften verbrannt, und statt bewaffneter Reihen stellten sie den fürchterlichen Hunger wider den Feind ins Feld. — Die Noth zu vergrössern, hatten die Grisonen alle Pässe gegen das Veltlin besetzt; und als das kayserliche Heer durchs Engadiner-Tal hinabgezogen war, sahen es die Einwohner von Zerneus schon

beschäftigt, auch die Brücke über den Inn-Strom zu zerstören. Einige Stunden später, und Maximilians Macht, würde im Thale eingekerkert, dem Hunger preisgegeben worden seyn. Ueber den hohen Buffalora, welcher mit seinen jähen Felsen das Münsterthal vom Engadin bricht, gieng der Rückzug ins Ober-Innthal, wo Maximilians Hauptquartier zu Pfuns stand.

So abentheuerlich, so eitel war dieser furchtbare Engadiner-Zug. Durch unsägliche Mühseeligkeiten, durch Hungersnoth und Ausreissen entkräftet, kam das Heer zu seinem Herrn zurück. Treffen waren nirgends geliefert; nur in der Ferne hatten die Engadiner den Feind umschwärmt, und durch einzelne Angriffe seine Aufmerksamkeit beschäftigt. Wären damals die Bündner in ihren Kriegen Freunde einer strengern Kriegsordnung gewesen; hätten sie sich nicht fast noch jeder gewonnenen Schlacht allzusicher immer in ihre Heimathen zurückbegeben, um ihre Beute zu theilen, so würden sie damals schon Maximilianen die Friedens-

bedingungen mit dem Schwerdte vorgezeichnet haben.

Rhätien rief erst, als schon das Engadin in der Noth lag, die Kantonen zur Hülfe; die Hülfe erschien erst, als, gegen das Ende des Junymonds, der Feind das Vaterland verlassen hatte. Nichts blieb den Verbündeten übrig, als ein Streifzug tief ins Tyrol, bis Castelbell, wo alle Dörfer von ihnen verwüstet wurden.

§. 12.

Anstalten zum Frieden.

Maximilian, von so vielen unglücklichen Ereignissen bewogen, sehnte sich zum Schluß der Fehde; eben so die Union der siegreichen Gebirge. Zwey Friedensvermittler warfen sich auf: Der König Ludwig XII. in Frankreich, und Ludwig der Mohr Herzog von Mayland. Aber noch waren von beyden Seiten der Kriegführenden die Foderungen zu trotzig; die Gemüther zur Versöhnung allzuwenig vorbereitet. Ein kayserliches Heer sammelte sich wieder in Constanz, wo Maximilian selbst

war; ein andres rückte von der Abendseite in die Schweiz geführt durch Graf *Heinrich* von Fürstenberg. Als aber Zwietracht und Feigheit die Armee bey Constanz lähmte, und der Eydgenossen Muth den Fürstenberger im Treffen vor dem Schlosse Dornach im Solothurner-Gebiet (22. July) schlug, zog der Kayser seine Völker von den helvetischen Gränzen zurück.

Die Wiederherstellung des Friedens ward in einer Versammlung der Gesandten zu Schaffhausen im Anfang des Augustmonds versucht; aber *Maximilian* heischte diesen Frieden im Tone des Siegers, foderte von den Eydsgenossen, ihren Bund mit den Grisonen aufzuheben, und es dem deutschen Reiche zu überlassen, Graubünden, als des Krieges Urheber, abzustrafen. Da schwieg *Helvetien* mit Verachtung, und die Versammlung zog unvereint auseinander.

In Basel ward Ende Augusts ein zweyter Zusammentritt eröffnet, eben so fruchtlos, als der erste.

Noch einmal im September hob man die abgebrochenen Unterhandlungen von Neuem an; und Sonntags am 22. Herbstmonds, St. Morizentag, ward endlich zu Basel der Frieden wirklich geschlossen, und im Bezug auf Graubünden bestimmt: Daß die Hochgerichte im Brettigäu, welche das Erzhaus Oesterreich von den Grafen von Mätsch erkauft, zwar dem Kayser, als Grafen von Tyrol, unterthan seyn sollten, dabey aber ihre Verbindung mit Rhätien unverletzt bewahren können — daß Churbündens Zwist mit dem Erzhause vor dem Bischof von Augsburg entschieden werden soll — daß übrigens Alles im alten Stand der Dinge verbleibe und allgemeine Amnestie verkündet werde.

So endete sich ein Krieg, in welchem die gebirgischen Bundsgenossen, binnen sechs Monden, in acht Feldschlachten achtmal gesiegt hatten. Der Ruhm der schweizerschen und bündnerschen Waffen breitete sich über Europa aus, und Fürsten fiengen an, um die Gunst dieser tapfern Völker zu buhlen.

Ludwig Sforza, genannt der Mohr, ein Mann treulos und ehrgeizig, hatte durch mancherley Ränke und Gewaltthätigkeit die herzogliche Würde von Mayland an sich gerissen; Johannes Galeazzo, dessen Vormund er gewesen, Maylands rechtmäßiger Erbe, starb vergiftet in der Blüthe seines Lebens. Da zog König Ludwig XII. wider den Sforza, indem er seine durch Erb' und Verwandtschaft empfangene Ansprüche auf Mayland geltend machen wollte, und bemächtigte sich des Landes. Sforza aber, von seinem eignen Volk verlassen, floh durchs Veltlin gen Inspruck, und sandte seinen Botschafter Joh. Galeazzo Visconti in Helvetien aus, Truppen bey dem tapfern Volke zu werben, zur Wiedereroberung des verlornen Herzogthums.

Visconti, welcher in Maylands Namen schon Friedensvermittler zu Basel gewesen war, kam (17. Jänner 1500.) gen Chur, streute von dort aus sein Geld durchs Land, und gewann damit in wenigen Tagen bey 5000. Mann zusammen, allerley Volks aus

den Schweizer-Cantonen und von den Bünden.

Frankreich aber, welches mit den Helvetiern längst schon in alten Bündnissen lebte, beklagte sich, und ließ ebenfalls werben. Da entstanden unerhörte Verwirrungen; vom Gelde verblendet verliessen viele Männer Hütte, Weib und Kind, um in fremden Krieg zu ziehn; ganze Gemeinden wurden durch vorausbezahlte Dienstgelder und durch Bestechungen unter allerley Namen bald für Frankreich, bald für Mayland gewonnen, und die Sitteneinfalt der Väter und die alte Einmüthigkeit gieng verloren.

Der Pensionen-Brief.

Da traten schnell die Freunde des Vaterlandes zusammen, dem drohenden Uebel zu wehren; und ein und vierzig Tage, nach Visconti's Erscheinung, erliessen die Bünde im hohen Rhätien ein Standesgesetz, gegeben zu Chur (27. Febr. 1500.) wider die Pensionen auswärtiger Mächte. Die feyerlich besiegelte Urkunde wird noch auf diesen Tag der Pensionenbrief genannt. Darin

verpflichteten sich die Bünde bey heiligen Eyden: Daß keiner von ihnen, auch keine einzelne Gemeinde, Pensionen oder Jahrgelder des Auslands annehmen soll, um in auswärtigen Kriegen zu dienen, und fremden Mächten zu helfen; ausgenommen die Schuld und Pflicht, so man von Billigkeits wegen dem Heil. Röm. Reich zu leisten verbunden ist; doch soll den Bünden nicht verwehret seyn, zur Ehre, Nothdurft und Nutzen des Landes, an diesem Gesetz in Zukunft zu bessern, zu mehren oder zu mindern.

Und wirklich wurde späterhin auch dieses schöne Gesetz (z. B. in dem mit Frankreich 1516. geschloßnen ewigen Frieden, in dem mit dem Hause Oesterreich 1521. gestifteten Bündniß, in dem mit Spanien 1639. errichteten Capitulate u. s. f.) dahin abgeändert: Daß Pensionen, welche von fremder Macht dem ganzen Staate ertheilet würden, (um im Lande offene Werbungen halten zu dürfen) erlaubt seyn sollten. Es schämten sich die Väter, welche am Luziensteig, bey Frastenz

und an der Malser-Heide für die Freyheit rühmlich gefochten, fremder Mächte Söldner zu heissen, und ihr Blut zu verkaufen um etwas Geringeres, denn das Heil des Vaterlandes war.

Zwar gelang es dem Ludwig Sforza, mit seinen zusammengerafften Völkern, wieder in Mayland einzudringen; aber als sich seine belagerte Veste Novarra, worin er selbst war, den Franzosen übergab, ward er nach Frankreich geführt, wo er in zehnjähriger Gefangenschaft zu Loches schmachtete und freudenlos starb.

Nun schaltete Frankreich in Italien nach Gefallen; wider den Willen ihrer Obrigkeiten traten Schweizer und Bündner unter die Fahnen des siegenden Reichs, wurden geschlagen, und starben auf fremder Erde, fern vom Vaterland.

Im Innern Rhätiens aber herrschte Ruhe; die verödeten Gegenden genasen wieder vom Kriegsleid; was verbannt war, wanderte

heim —

heim — nur Heinrich von Heuwen, der unglückliche Churer-Bischof, wagte nicht zurückzukehren nach Chur. Er trat seine Würde ab an Paul Ziegler von Ziegelberg im J. 1503. und lebte einsam und vom Gram verzehrt auf dem Schlosse Fürstenburg.

Mayenfeld wird von den Bünden gekauft.

Das Hochgericht des Zehngerichtenbundes Mayenfeld, wozu auch Malans und Jenins, unter dem Namen der Herrschaft Aspermont gehörten, war noch immer eigenthümlich dem Hause derer von Brandis. Als dasselbe aber unter den Verwüstungen des Schwabenkrieges schier verarmet war, verkaufte Johannes von Brandis, ein Domprobst zu Chur, nebst seinem Genossen Rudolf, Graf von Sulz, seine herrschaftlichen Rechte über die Stadt und fruchtbare Landschaft Mayenfeld um 20,000. Gulden den drey Bünden im J. 1509. am Mittwoch nach Verkündigung Mariä-Geburt, den 26. Märzmonds. Von dieser Zeit an setzten gemeine drey Bünde

einen Landvogt über Mayenfeld, welches, als ein Mitglied des jüngsten rhätischen Bundes, zugleich ein mitherrschendes Land ist über Rhätiens Unterthanen; auch über sich selbst, indem es, so oft ihm die Reihe trift, sich selbst einen Landvogt setzt. Aber die Herrschaft von Aspermont, Malans und Jenins, zu der Zeit ein Eigenthum der Herren von Rhäzüns, wurde erst im J. 1537. den drey Bünden verkauft für 10,000. Gulden von Johann von Marmels. — Es wurden der Stadt Mayenfeld ihre gesammten Rechte und Freyheiten bestätigt; die Herrschaftsleute zu Jenins und Malans zogen aber die dasigen Güter, mit Ausnahme der Lehen, kaufsweise an sich.

§. 13.

Bünden erhält das Valtelin u. s. f.

Wild tummelten, während Graubünden mit weisem Ernst seinen Frieden hütete, im nachbarlichen Italien sich die Völker. Frankreich meisterte die Staaten dieser schönen Halb-

insel; pflanzte einen festern Fuß im Mayländischen; bekriegte bald Neapel bald Genua, und endlich, verbunden mit dem Kayser und Pabst Julius II. die alte Republik Venedig. Seit der Hinwegführung Ludwig des Mohrs in die französische Gefangenschaft, war Joh. Jakob Trivulzi, der Feldherr Ludwigs XII. Gebieter der mayländischen Städte; auch Bormio, Cläven und Veltlin gehorchten, durch ihn, seinem Könige.

Aber Frankreichs Uebermuth und Despotenton mißfiel den freyen Völkern im Gebirg. Die Bündner und die Schweizer litten durch den von den Franzosen gestöhrten Handel und Wandel; die Anhänger Ludwig des Mohrs, dessen Söhne Maximilian und Franz nach Deutschland geflohen waren, flehten die Hülfe der Republiken in den Alpen an.

Neuer Versuch zur Eroberung des Valtelins.

Darum entschlossen sie sich zu einem Feldzug; im Februar 1503. (noch lag der Schnee auf den Alpen) zogen sie in Italien. Die Gotteshaus-Bündner gedachten ihrer unverlornen

Anrechte auf die beyden Grafschaften und das Valtelin; die tapfern und immer streitfertigen Bregeller giengen über den Bach Lover, welcher ihr Gebiet vom Clävnischen scheidet, schlugen bey der Brücke des H. Martinus die anrückenden Franzosen in einem blutigen Gefecht, eroberten Plurs, und machten der Beute und Gefangenen viel. — Die Oberbündner bemächtigen sich des Rheinwalds und Saviens, der Herrschaften welche der fränkische Marschall Joh. Jak. Trivulzi im J. 1493. dem Hause Werdenberg abgekauft hatte. — Die Schweizer aber erstiegen die Landwehr la Murata, unterwarfen sich Luggaris und drangen in das Mayländische ein bis Arona. Hier schlossen die französischen Feldherren mit den Schweizern Friede (am 11. April); auch Bünden wurde in denselben begriffen, und wegen der Foderungen des Gotteshauses bestimmt, daß denselben Gehör gegeben werden soll, wenn das Bisthum die Rechtmäßigkeit derselben erweisen würde.

Allein vergebens bewies das Bisthum die

Rechtsgültigkeit seiner Ansprachen; Frankreich gedachte nicht den Vertrag von Arona so bald zu erfüllen; es wußte jahrelang die, in den Ränken der Politik unbewanderte Republik auf mancherley Weise hinzuhalten.

Treuer kam Graubünden seinen Verträgen noch im J. 1508. mit Frankreich errichtet, nach. Pabst Julius II. hatte (am 4. März J. 1510.) mit den Grisonen und Eydsgenossen ein Bündniß geschlossen. Als er aber 6000. Mann, welche er aus den Gebirgen empfangen hatte, um sich, seinem Vorwand nach, wider den unruhigen Herzog von Ferrara zu schirmen, gegen die Franzosen ins Feld führen wollte, kehrten die Helvetier, auf ihrer Obern Befehl, wieder um. Erzürnt verweigerte ihnen der Pabst deßwegen den verdienten Sold; aber die Krieger traten meistens in Frankreichs Dienste, und zogen mit in die berühmte Schlacht von Ravenna, wo das päbstliche Heer am Ostertage 1512. den Sieg verlor.

Aber Julius in Rom söhnte sich bald wie-

der aus mit den Gebirgsrepubliken; Frankreichs verwegne Schritte in Italien lehrten ihn und diese, auf ihrer Hut zu seyn. Der Cardinal Matthäus Schiner von Sitten, des Pabstes Legat, munterte unermüdet die Alpenvölker zum Bruch mit Frankreich auf; der Bischof Paulus Ziegler von Chur und Ulrich der mächtige Freyherr von Hohensax stimmten ihm bey; Cläven und Veltlin flehten der Grisonen Hülfe an, als sie unter Frankreichs Druck erlagen. Die Franzosen selbst beleidigten das bündnersche Volk, entzogen ihm die verheissenen Subsidien, besetzten die Gränzen, und hoben allen Handel und Wandel auf.

Dies alles war fähig genug, den Grisonen eine Kriegserklärung abzulocken; doch schwiegen sie noch. Aber als die VII. Kantonen der Eydgenossenschaft, nicht minder wie Rhätien von den Franzosen beleydigt, zum Aufbruch riefen, gestützt auf den alten ewigen Bund, welcher ausdrücklich von den Bündnern im Vertrage mit Frankreich vom J.

1508. vorbehalten war, da entschieden sie sich für den Krieg. Man erwartete nur die Gelegenheit, des großen Nachbars Uebermuth zu bändigen.

Sie erschien. Pabst Julius, ausgesöhnt mit Venedig, verband sich mit dieser Beherrscherin des adriatischen Meers gegen Frankreich, und bat um Hülfe bey den Cantonen der Schweiz und bey Graubündens Gerichten. Die Republiken in den Gebirgen bewilligten sogleich 20,000. Mann. Bünden aber entwarf für sich selbst einen größern Plan; es beschloß die Wiedereroberung der Grafschaft Cläven und des Valtelins, die seit undenklichen Zeiten von Rhätien gerissen, und ihm wieder gegeben waren durch die Urkunde des Mastino, welche seit mehr als hundert Jahren unberührt im Archive des Bisthums gelegen hatte.

Wie auf einen Wink erstand ein Heer streitlustiger Grisonen, und am 8. May des J. 1512. sagte die Republik den Franzosen feyerlich ab.

Es zogen die Krieger über den wilden Bernina, dessen ewige, ungeheure Gletscher an Puschiavo, Bormio und Valtelin stoßen. Herkules von Capol aus Flims war Anführer der Männer des Oberbunds, Conrad von Planta aus Zuz war der Churbündner Feldherr, an der Spitze der Zehngerichtsbündner stand Conrad Beeli von Davos.

In drey verschiednen Schaaren fielen sie Bormio, Cläven und Valtelin zu gleicher Zeit an. Fast ohne Schwerdtstreich ergaben sich (am Ende des Brachmonds) diese Lande, und schworen Huld den Grisonen, welche ihnen die alten Privilegien zusicherten, (schon am 27. Brachmonds) zu Teglio. Die französischen Besatzungen aber flohen in die Schlösser; von hier aus machten sie sich in einzelnen Ausfällen furchtbar, durch welche sie die Landschaft umher verödeten und die Straßen unsicher setzten. Aber die Nachricht von der Vertreibung der Franzosen aus dem Mayländischen entmannte die Besatzungen; die Schlösser ergaben sich; auch die feste Burg Clävens (18.

Jänner 1513.), welche Jacques Fayet sechs Monden lang wider Herkules von Capol vertheidigt hatte.

So war beym Anbruch des J. 1513. Rhätien wieder bis zu seinen uralten, mittäglichen Gränzen ausgedehnt; das traubenreiche Valtelin, die fruchtbare Grafschaft Cläven, Bormio, dies krause Thal-Labyrinth, von ewigen Eishöhn umgürtet, und die drey Pleven am Comer-See, wurden Graubündens Unterthanenlande, und zu mehrerer Sicherung derselben die Schlösser Platta mala, an den Gränzen Puschiavo's, zu Tiran und Trisiv, auch der See-Thurm Olonia (Oblogno) zerstöhrt.

Bünden erhält das Valtelin u. s. w.

Auch Mayland war wieder erobert durch die Tapferkeit der Gebirgsvölker. Der Sohn Ludwigs des Mohrs hatte bisher in Deutschland gelebt; er kam, von Helvetiens Großmuth gerufen; sein Name war Maximilian Sforza. Zürich überreichte ihm die Schlüssel der Stadt Mayland unter den Thoren derselben; Sforza

nannte die Helvetier seine Väter, die Wiederhersteller seines Vaterlandes, und trat ihnen feyerlich in seiner Verbindung mit ihnen (1. Jan. 1513.) die vier Landschaften Lugano, Locarno, Mendris und Val Maggia (Meynthal), den tapfern Grisonen aber das Valtelin, Cläven, Bormio und die drey obersten Pfarrdörfer am Comer-See (oder die drey Pleven) eigenthümlich und auf ewig ab.

Doch diese schönen Eroberungen, deren Verlust Frankreich nicht so leicht verschmerzen konnte, sollten noch blutiger bezahlt werden. Nach einer fruchtlosen Unterhandlung mit Helvetien sandte der König Ludwig XII. im Anfang des April des J. 1513. ein Heer von 24,000. Mann über die Alpen bey Susa, in die Lombardie, von Trimouille und Trivulzi angeführt. Sforza sah sich plötzlich wieder von seiner Macht entblößt, und von seinen Städten verlassen. Er warf sich mit einigen tausend Eydgenossen und Bündnern in die feste Stadt Novarra; auch dahin verfolgte ihn der Feldherr Trivulzi. Novarra

wurde belagert und bestürmt; doch der Muth der Republikaner machte sie selbst bey offnen Thoren und zerschoßnen Mauern unüberwindlich.

Ueber den Gotthard eilten den Belagerten einige tausend Mann Hülfstruppen zu; mehrere waren noch unterwegs: Die von Zürich, Glarus, Schaffhausen und aus dem Thurgäu, welche mit den Grisonen über den Bernina stiegen, vom tapfern Freyherrn von Hohensax geführt.

Sieg bey Novarra.

Doch noch vor der Ankunft der letztern drangen die Belagerten, nach ihrer Verstärkung, aus den Stadtthoren und durch die zerschossenen Gemäuer; der Morgen graute, es war der sechste Juny. Der Kampf ward lebhaft. Noch eh' die Republikaner (ihrer nur 9000.) ohne Reuterey und schweres Geschütz, zum wirklichen Angrif gelangten, wurden schon Hunderte derselben durch die feindlichen Kanonen niedergestreckt. Die französische Reuterey durchbrach die Linien der Schweizer. Tod und Unordnung

herrschten auf dem Schlachtfelde; aber auch der Eydsgenossen altes Kriegsglück. Sie siegten. Die Abendsonne beleuchtete Trivulzis fliehendes-Heer, 10000. Leichen der Feinde. Aber auch die Ueberwinder klagten um 2000. der Ihrigen. — Sforza, in Novarra, weinte Freudenthränen dem Siege, dessen sich Griechenland und Rom gerühmt haben würden, und der ihm sein verlornes Herzogthum wiedergab. Der Kayser Maximilian fühlte sich durch ihn beherzter, mit Frankreich zu brechen, und an der Seite der Republikaner einen Staat zu lähmen, dessen Gewalt immer furchtbarer wurde.

Schon stand ein Heer von 16,000. Schweizern und Bündnern, mit Maximilians Macht vereint, vor den Wällen von Dijon, der Hauptstadt von Burgund; schon war Mayland der Herrschaft Ludwigs XII. zum andernmal gänzlich entrissen, als er sich, überall von Feinden umringt, zu einem Frieden bequemte. Bald nach diesem starb er am 1. Jänner 1515. Seinen Thron erbte Franz I.

Auch Franz ließ die Hofnungen auf Maylands Besitz nicht sinken. Seine großen Kriegsrüstungen und seine Bewegungen gegen Italien erregten den Argwohn der Gebirgsrepubliken; sie verstärkten ihre Besatzungen in der Lombardie, so daß die Zahl ihrer Truppen daselbst beynahe an 50000. Mann lief.

Franzens Absichten blieben nicht lange räthselhaft. Sein Heer zeigte sich in der Marggrafschaft Saluzzo, und rückte gegen Maylands Gränzen vor. Die Eydsgenossen wehreten es ihm nicht; denn Zwietracht hatte ihr Heer zerrissen.

Der Herzog von Mayland, für welchen Helvetiens Fahnen in Italien wehten, bewies sich seiner edeln Bundsgenossen unwürdig. Er schwelgte und lebte in Herrlichkeit und Freuden, ohne sich um die gute Verwaltung seines Landes, noch um die Vertheidigung desselben zu kümmern. Des zürnete Bern. König Franz aber benutzte die Gelegenheit; er ließ durch den Herzog von Savoyen um den Frieden werben, und Bern

neigte sich zu ihm über. Als aber, geleitet von der Beredsamkeit des schlauen Kardinals Matthäus Schiners, ein andrer Theil der Helvetier dem Worte getreu zu bleiben gedachte, welches dem unwürdigen Sforza, dem Pabste, dem Kayser und dem Könige von Spanien gegeben worden war in den Artikeln des heiligen Bundes (Luzern 17. Jul. 1515.), zog Bern mißvergnügt gen Arona, gefolgt von den Fahnen Solothurns, Freyburgs und Biels. — Allein die von Zürich, Basel, Schaffhausen, Appenzell, Graubünden, und etliche freye Fahnen, zogen zu dem Kardinal und den Waldstätten in das Herzogthum Mayland.

Die Trennung der Republikaner beschleunigte den Frieden. Zu Gallerata (Galerano) wurde er vom größten Theil des Heers am 9. Herbstmonds geschlossen. Frankreich erhielt durch denselben Mayland; Sforza zur Entschädigung das Herzogthum Nemours in Frankreich; die Eydsgenossenschaft aber reichen Ersatz ihrer Unkosten.

Niederlage bey Marignan.

Aber Matthäus Schiner und Sforza trugen Leid; ein verwegner Streich sollte den Frieden wieder brechen. Sie wiegelten einige Regimenter, welche noch bey Mayland dem französischen Heer überstanden, zum Angrif auf, und hofften dadurch das schon zum Abzug rüstige Schweizer-Heer zurückzulocken. So hob sich unbesonnen und verwegen die blutige Schlacht bey Marignan am Abend des 13. Septembers an. Das Schweizer-Heer vernahm's in der Ferne; glaubte, Frankreich sey der Friedensstöhrer, eilte seinen kämpfenden Brüdern zur Hülfe, und focht unter Matthäus Schiners Fahnen. Man schlug, bis die Finsterniß der Nacht die Heere schied. König Franz selbst wurde verwundet; 5—6000. seiner Leute und viele seiner Edeln wurden erschlagen. Aber der folgende Morgen erneuerte die Schlacht. Die Schweizer ermattet, verworren, und an Zahl zu klein, wurden vom Wahlplatz getrieben in eine sieglose Flucht.

Die Helvetier hatten zwar das Schlacht-

feld, aber die Franzosen den Kern ihrer Mannschaft verloren. Trivulzi selbst nannte seine Feinde Riesen im Kampfe. Der Verlust bey Marignan zog einen Aufstand des unruhigen, stolzen Adels im Valtelin nach sich. Die Wappen der Republik wurden abgerissen, Vereinigung mit Frankreich ausgerufen, und die von den Grisonen gefoderten Abgaben verworfen. Aber die Erscheinung einer Bündner-Schaar aus Italien dämpfte mit Kraft die Empörung (Dez. 1515). Franz hielt, ungeachtet des blutigen Bruches, an dem Frieden fest.

Dieser wurde — wiewohl er schon in einer zu Genf (24. Dez. 1515.) ausgestellten Urkunde von VI. Kantonen der Schweiz bestätigt worden war, welche zugleich für 300,000. Goldkronen alle eroberte Länder zurückgegeben versprochen hatten — dennoch erst am 5. Nov. 1516. zu Freyburg in der Schweiz feyerlich und gemeinsam bestimmt. Die Schweizer behielten ihre eroberten Lande: Lugano, Locar-

no, Mendris und Meyenthal; die Bündner aber das Valtelin, Cläven, Bormio und die fruchtbaren Pleven, statt der Goldsummen, welche ihnen Franz dafür geboten hatte. Sforza empfieng im Königreiche seines Siegers Schadloshaltungen. Der Friede ward ein ewiger genannt, und darum mit wirklichen Bündnißartikelen ausgestattet, worin jener Monarch den Grisonen das zu leisten gelobte, was ihnen Ludwig XII. sein Vorfahr schon einmal zugestanden hatte, und jährlich eine Pension von 2000. Gulden an das Land zu zahlen.

Nicht nur Franz mußte der rhätischen Republik den Besitz der eroberten Provinzen zusichern; auch Kayser Maximilian that, aufgefodert, ein gleiches am 16. Weinmonds 1516.

Inzwischen hatte der Staat schon, während er noch für die Erhaltung der neuen Unterthanenlande Krieg führte, dieselben den verwandelten Verhältnissen gemäß geordnet. Conrad

Planta von Zuz, einer der Eroberer des Valtelins, war in dem Thale Oberbefehlshaber, bis auch die Burg von Cläven, die letzte, welche Widerstand that, überwunden die Thore öffnete. Da ernannte der Bundestag zu Jlanz (Febr. 1513.) den tapfern Bartholomäus Stampa, einen der Helden aus dem Schwaben-Kriege, zum Obristen dieser Provinzen. Die Zölle, Auflagen und andre nothwendige Einrichtungen wurden, unbeschadet den alten Gerechtsamen der Thäler angeordnet, und endlich auch über die Vertheilung der Einkünfte unter den Bünden ein Vergleich getroffen.

Vertrag mit dem Bisthum Chur wegen Valtelins.

Paulus Ziegler, der Bischof, foderte seinen Antheil für das Gotteshaus, da die ganze Eroberung und ihre Rechtmäßigkeit sich allein auf die Schenkung des Mastino an das Bisthum lehnte. Die drey Freystände erkannten daher dem Hochstifte, am Samstag nach St. Andreas im J. 1514 in einem förmlichen Vertrag, den vierten Theil der Obrigkeit, al-

ler Nutzungen und alles Einkommens von jenen Landen zu, und traten mithin, durch Einstimmung des Hochstifts, in die demselben ehemals allein ertheilten Rechte der mastinischen Schenkung.

Nach folgenden Verträgen wurde das Regiment der Unterthanenlande geordnet:

Landesordnung bey den Unterthanen.

Unter dem Namen eines Landeshauptmanns hatte ehmals ein Statthalter von Mayland über das ganze Valtelin geherrscht; ihm waren die übrigen Amtleute untergeordnet gewesen. Bünden, um den Veltlinern die Veränderung ihrer Regierung so wenig als möglich empfindbar zu machen, behielt diese Einrichtung bey. Der Amtmann zu Sondrio (Sonders) ward, als Gubernator dieser Provinz, ihr oberster Richter; als Landeshauptmann, dem das ganze Kriegswesen daselbst unterworfen war, wurde er mit zureichender Macht bekleidet, die Gesetze ehrwürdig zu erhalten; als Commissar hatte er die Aufsicht über alle Regalien und Einkünfte aus den Unterthanenlanden. Von

ihm hieng die Besetzung aller übrigen untern Aemter in seinem weitläufigen Geschäftskreise ab. Seine Würde hatte aber nur die Dauer zweyer Jahre; dann sollte er abtreten, und einem besondern Tribunal bündnerscher Commissarien Rechenschaft seiner Handlungen liefern. Vier ihm untergeordnete Amtleute (Podesta) verwalteten die übrigen Gerichtsbezirke zu Tell, Morbenn, Trahona und Tiran.

Aber die Gemeinden des Thales behielten ausserdem ihre alten Freyheiten und Gerechtsame; sie erwählten sich, aus eigner Mitte, Gemeindsvorsteher, welche die ökonomischen Angelegenheiten ihrer Bezirke verwalteten, unter den Augen des Podesta; auch einen Thalrath, gesammelt aus den Boten des ganzen Thals, welcher, soweit seine Rechte sich erstrecken, des Landes Angelegenheiten bestellt. Der Thalkanzler, dieses Rathes Haupt, berief die Versammlungen, denen der bündnersche Landeshauptmann beywohnte, und verwahrte das Thalarchiv.

Nicht minder reich an Freyheiten war die

Grafschaft Bormio; die fünf Gemeinden dieses Thals wählten ihre eigne Obrigkeit, von deren Ausspruch an Bündens Bundestage appellirt werden konnte. Ein Podesta ward auch hier Bündens Repräsentant.

Zwey Amtleute regierten die Grafschaft Cläven, deren einer, unter dem Namen eines bündnerschen Commissars zu Cläven wohnte, der andre aber, als Podesta, dem eigentlichen Bezirk von Plurs vorstand.

So ordnete die Republik das Regiment ihrer Unterthanen, und behielt es künftigen Tagen vor, durch eine weise Gesetzgebung diese Provinzen zu beglücken.

§. 14.

Rhätien stärkt sich durch Bündnisse.

Noch fünf kriegerschen Jahren erwachte unter Siegeslorbeern der Friede wieder für Rhätien. Der Waffenruhm der Grisonen verbreitete sich gemeinschaftlich mit dem kriegerschen Glanze der Schweizer über Europa, und erwarb dem Staate die Achtung der Zeitgenos-

sen. Der Kayser Maximilian, einst Graubündens furchtbarster Widersächer, reichte freundschaftlich der Republik die Hand zum Bund. Schon im J. 1500. hatte er, da kaum der blutige Schwabenkrieg geschlossen war, ein Bündniß für zwanzig Jahre errichtet, mit Paul Ziegler, dem Fürstbischof von Chur. Einzeln trat damals, einer nach dem andern, von den rhätischen Freyständen ihm bey. Itzt war das J. 1518. und die Zeit des Bündnisses ihrem Ablauf nahe; da trug Maximilian schon die Erneuerung und Weiterung desselben an.

Graubünden, eben so besorgt, seine nun schier seit einem Jahrhundert grünende Freyheit überall und für ewige Zeiten zu sichern, als auch starken Arms seine Eroberungen zu decken, eilte dem Wunsch des Monarchen mit Bereitwilligkeit entgegen. Und also ward der Erbverein des Hauses Oesterreich mit dem Freystaat der Grisonen errichtet, und die Urkunde ausgestellt für alle künftige Geschlechter am 15. Dezember als man zählte 1518.

In dies Bündniß waren begriffen von den Herrschaften des Hauses Oesterreich: Die Grafschaft Tyrol und die vier Herrschaften jenseits des Arlberg bis zum Bodensee; von Bünden der ganze Freystaat mit allem Gerichtszwang und Unterthanen nebst dem Bischof von Chur. — Beyde Theile verhiessen sich treue Nachbarschaft — und so sich Span und Stöß erhöben zwischen ihnen oder ihren einzelnen Theilen, soll der Zwist gütlich vermittelt werden durch einen gemeinsam erwählten Obmann. — Freyer Kauf des Nöthigen soll beyderseits offen stehn, unbeschwert von neuen Abgaben. — Freye Werbung im Kriege. — Wenn beyde Theile zugleich im Kriege begriffen sind, soll keiner Frieden schliessen, ohne des andern Rath und Vorwissen. — Um die Freundschaft der Republik fester an sich zu ziehn, will Kayserl. Majestät jedem der drey Bünde alljährlich 200. Gulden auszahlen lassen. — Da ferner der Bischof von Chur, der Gotteshaus- und Ober-Bund bisher durch die kayserlichen Staaten die Freyheit des hal-

ben Zolls genossen, wollen sie von nun an denselben entrichten wie andre; doch ausgenommen davon sind die acht Gerichte unter kayserlicher Hoheit.

Aehnliche Bündnisse hatte Rhätien in Gesellschaft der tapfern Eydsgenossen mit dem Pabste Leo X. (am 8. Nov. 1516.) und mit Frankreich. Der König Franz I. erneuerte auch im J. 1521. (5. May zu Luzern) seinen Bund mit den sämtlichen Republiken im Gebirg, und suchte dieselben noch fester an sich zu ziehn, von der Wichtigkeit ihrer Freundschaft für seine Krone überzeugt. Dies Bündniß aber hatte meistens nur zum Gegenstand die Freyheit Frankreichs, zu Kriegszeiten in den Gebirgen werben zu dürfen. Es ward darin die erlaubte Zahl der anzuwerbenden Krieger, ihre Bestimmung, ihr Sold u. dgl. mehr festgestellt, wie auch für jeden Kanton die jährliche Pension von 1000. Franken. Dieser Werbvertrag sollte dauern bis in das dritte Jahr nach des Königes Tode. Er ward späterhin vom König Heinrich II. (Solothurn

6. Jun. 1549.), von Carl IX. (Freyburg 7. Dezember 1564.) und endlich auch von Heinrich IV. (im J. 1602.) verjüngt und bestätigt.

So stand Rhätien am Ende dieses Zeitraums, furchtbar durch seine Siege, mächtig durch die Tugend und Eintracht seiner Bürger, geschirmt durch seine Verbindungen mit Helvetien, Oesterreich, Frankreich und Rom.

Seit einem Jahrhundert wehte nun die Fahne der Freyheit in diesen Gebirgen, und die unter ihr versammelten Völker waren stark und ehrwürdig worden. Nur allmählig, und nach dem Wink der Gelegenheit, hatten sich die Grisonen des tausendjährigen Sklavenjochs entladen. Die Macht der churischen Bischöfe war fast eben so tief wieder gesunken, und plötzlicher, als sie ehmals emporgestiegen war. Sie, die sonst die Stadt Chur, das ganze Oberhalbstein, den größten Theil der Vier-Dörfer, Marmels, Stalla, Avers, Fürstenau, Hohenjuvalta, einige Rechte im Ge-

richte Ortenstein, Landvogtey und Vicedomamt im Domleschg, die Kastenvogtey zu Razis nebst den Lehen in Savien und den Zehnten zu Sarn, Ober- und Unter-Engadin, das Münsterthal, manche Rechte im Bregell, die Schlösser Greifenstein, Bergün, Filisur und die Gotteshausleute im Bellforter-Gerichte besassen, sahen ihre Gewalt in eben dem Augenblick ersterben, als sie dem Volke das Recht, Bündnisse zu schliessen, übertrugen. — Die Baronen, welche einst mit namenloser Grausamkeit durch die Thäler herrschten, waren gelähmt; Despotismus, Thorheit und Verschwendung stürzten sie in die Vergessenheit zurück; und wo nach einzelne von ihnen sich festgehalten hatten, war der Kreis ihrer Gerechtsame auf das Blutgericht, Confiscationen, Ernennung eines Ammanns in den Gemeinen, und einzelne unbedeutende Gefälle eingeschränkt. Ihren Händen war der Civilstab genommen; die Leibeigenschaft zerstöhrt. Jeder Bund beschirmte die Freyheit seiner Gemeinden, und wurde durch den Arm der

andern Bünde unterstützt und vertheidigt. — Selbst das Haus Oesterreich, welches durch den Besitz seiner Rechte in den acht Gerichten des jüngsten Bundes, und durch seine Hoheit in peinlichen Sachen des untern Engadins (welche in dem Vertrage der Unterengadiner mit der tyrolischen Herrschaft am 5. Aug. 1519. genauer bestimmt worden waren) den meisten, unmittelbaren Einfluß auf die Republik besitzen konnte, durfte es nicht wagen, diesen über die angewiesenen Gränzen gegen Bündens Freyheit zu erweitern.

Der Staatsklugheit der Höfe von Wien und Paris blieb nicht verborgen, daß bey jedem Angrif auf die Freyheit der Gebirge immer der Verlust größer, als jeder mögliche Gewinn stand. Frankreichs und Oesterreichs anschwellende Monarchien, welche, seit dem sie beyde geschiedne Staaten waren, sich mit unbestechlicher Eifersucht gegenseitig bewachten, deren scheinbare Versöhnung nur immer ein arglistiges Lächeln, deren Friede eine neue Kriegesrüstung war, fanden die Gränzstreife

der neutralen Gebirge ihrem Intresse gemäßer, als deren Vernichtung.

Schwer und gefahrvoll aber war die Rolle, welche durch die Eifersucht der mächtigen Nachbaren dem Staate der Grisonen gegeben wurde. Beyde Monarchien buhlten um Rhätiens Gunst in ihren ewigen Fehden; beyde drohten mit ihrem Zorn.

Nur die einfache, strenge Tugend der Republikaner in den hohen Alpen, nur ihre unbestechliche Treue, ihre unbezwingliche Tapferkeit, konnte sie den drohenden Gefahren entziehn, oder sie über dieselben siegend machen.

Vaterlandsliebe, der Freyheit Schooskind, beseelte die Grisonen, führte sie in den Kreis ihrer Bundesversammlungen, und zu den Schlachtfeldern. Weisheit und Gemeinsinn, mit einander vermählt, regierten das Ganze, vergebens durch Felsenmauern und fremde Sprachen von einander gesondert. Die Gesetze der Nation waren nicht in dicken Bänden aufgezeichnet oder in Erzt gegraben; dauerhafter, als dort, lagen sie im Herzen der

Bürger verwahrt, von der einfachen Natur gegeben. Das Land war reich; denn seine Bewohner, ein friedliches Hirtenvolk, lebten genügsam in ihren Thälern und auf den fruchtbaren Alpen, in Einfalt und Demuth. Fremd waren die Laster des entnervenden Luxus; fremd die Erfindungen des prahlerischen Stolzes. Noch zeiget man den Enkeln den Brunnquell von Tawanosa, wo ihre Väter, wenn sie zum Trunser-Bundestage zogen, ihre Reisesäcke öffneten, und gesellschaftlich die mitgenommenen Speisen verzehrten; noch den Pfeiler zu Vazerol, an welchen die Boten der Bünde ihre Ränzel aufhängten, da sie den Eyd der rhätischen Einheit schworen. Ihren glänzendsten Thaten erbauten sie kein Denkmal; sie sahen in ihnen nur die Vollstreckung natürlicher Pflichten. Unbescholtene Redlichkeit und unsterbliche Liebe fürs Vaterland waren ihre Politik.

Es lag ihnen nicht so sehr daran, unter den Staaten zu glänzen, sondern Frieden und Freyheit zu geniessen in ihren ländlichen Hüt-

ten. Darum stand ihre Sorge für die öffentliche Ordnung des Staats und für die Gewaltigerschaffung desselben, selten allen andern voran. Im Kriege strömten sie haufenweis zusammen, für den Wunsch des Vaterlandes zu fechten; aber oft schon, am Tage nach der gewonnenen Schlacht, sah man sie wieder dahineilen.

Weinbau und Viehzucht waren die vorzüglichsten Erwerbsquellen der Bündner; der Bergbau ward meistens von Ausländern getrieben, und, wie die Sage lautet, nicht ohne glücklichen Erfolg. Denn Graubündens Gebirge tragen Gold und Silber in ihren Eingeweiden, auch Kupfer, Eisen und Bleyerz; nicht minder werden gefunden Marmor, Gips, Alabaster, Schwefelkies, Mergel, Spiesglas, grüne Seifenkreide, schwarze und weisse Kreide, Krystallen und Topfstein, und häufig Vitriol, Schwefel und Salpeter. Aber Armuth leidet das Land an Salz.

Dies waren die Schicksale Rhätiens, vom

Beginn seiner ewigen Bünde bis zur Wiedereroberung seiner alten Gränzen im Mittag.

Eilender und reicher rinnt von nun an der Strom der Begebenheiten; fremde Leidenschaften bemeistern sich der Gemüther, und ringen der ruhigen Ueberlegung den Zepter ab. Sturm auf Sturm erschüttert Rhätien, und stöhrt die Blüten seiner Freyheit ab. Bürgerblut fließt in den Thälern; Religionswuth und politischer Partheygeist zerrütten die Ordnung der Dinge; ausländische Kriegsheere gehen siegend über den vaterländischen Boden; Künste und Wissenschaften meiden das Land, diese Tummelplätze der Ehrsucht und des Geldgeizes. Noch standen die ewigen Felsenwälle; noch hatte Rhätia Söhne, groß an Geist und Herzen; aber Eins fehlte: Das heilige Brüderband war zerrissen, welches die Weisheit der Väter in Vazerol vergebens geknüpft hatte.

Doch auch in jenen traurigen Zeitaltern der Republik erhob sich nicht selten mitten aus der Verwirrung und dem Getümmel die Stim-

me des Vaterlands. Von daher stammet eine Reihe weiser Gesetze, welche noch itzt die Grundsäulen des rhätischen Staates sind, der endlich im gegenwärtigen Jahrhundert die verlornen Kräfte in einer glücklichen Ruhe wieder einsammelte. Geheilt sind die Wunden, so die Vergangenheit schlug; doch entgehn dem Auge des Beobachters nicht die Narben, welche Rhätien aus jenen Tagen der Zwietracht davon trug.

Innhalt.

Innhalt.

Erster Zeitraum.

Urgeschichte des Landes; oder vom Rhätus und Augustus dem römischen Kayser, bis auf Victor den Tyrannen Rhätiens und Karl den Grossen. Vom J. vor Christi Geburt 587. bis nach Christi Geburt 800.

		Seite.
§. 1.	Europa, 600. Jahre vor Christi Geburt.	1 — 4.
— 2.	Die Gallier bemächtigen sich Oberitaliens.	4 — 6.
— 3.	Rhätus und die Tuscier fliehn in die Gebirge.	7 — 9.
— 4.	Sprachen und Sitten der alten Rhätier.	9 — 13.
— 5.	Rhätien wird von den Römern bekriegt.	13 — 18.
— 6.	Rhätien wird zur römischen Provinz.	18 — 22.

Seite.
§. 7. Die ersten Christen in Rhätien. 22 — 25.
— 8. Die Allemannen bekriegen das Land. 25 — 27.
— 9. Das Land wird von den Gothen erobert. 27 — 31.
— 10. Rhätien das Eigenthum der Franken. 31 — 33.
— 11. Das Christenthum in Rhätien. 33 — 35.
— 12. Dunkelheit der Geschichte dieser Zeiten. 35 — 39.
— 13. Das Klosterleben nimmt in Rhätien den Anfang. 39 — 42.
— 14. Pipin in Rhätien. 42 — 44.

Zweyter Zeitraum.

Geschichte der Sklaverey Rhätiens; d. i. von Victor dem Tyrannen und Karl dem Großen, bis zum Ursprung der drey ewigen, freyen Bünde und Abwerfung des zwingherrlichen Joches. Vom J. 800. bis zum J. 1424.

Seite.
§. 1. Karls Sorge in Rhätien. 47 — 54.
— 2. Rhätien wird von den Söhnen Karls des Großen vernachlässigt. 54 — 59.

Seite.
§. 3. Rhätien unter den sächsisch=fränkischen Kaysern. 60 — 68.
— 4. Rhätien leidet durch Faktionen. 69—73.
— 5. Rhätien leidet Gewalt von seinen Geistlichen und Rittern. 73—78.
— 6. Kayser Friedrich der Rothbart wird Rhätiens Wohlthäter. 78—82.
— 7. Anarchie in Rhätien. 82—90.
— 8. Donatus der Grausame verwüstet Rhätien. 90—96.
— 9. Morgenröthe rhätischer Freyheit. 98—107.
— 10. Fortsetzung. 107—120.

Dritter Zeitraum.

Geschichte vom Aufblühn des neuen Freystaats und seiner drey ewigen Bünde, d. i. von der Abwerfung des zwingherrlichen Joches bis zur Wiedereroberung des Veltlins und der Schlacht bey Novarra. V. J. 1424. bis zum J. 1516.

Seite.
§. 1. Der Oberbund entsteht. 123 — 134.
— 2. Auch der Gotteshausbund und der Zehngerichtenbund. 135 — 142.

Seite.
§. 3. Politische Sonderung Rhätiens. 142 — 146.
— 4. Der Schamserkrieg, oder Fehde des schwarzen Bundes. 146 — 150.
— 5. Untergang mächtiger Geschlechter befördert das Wachsthum rhätischer Freyheit. 150 — 155.
— 6. Der Bünde Verein. 155 — 161.
— 7. Die ersten Kriege der freyen Grisonen. 161 — 166.
— 8. Der Bund der elf Gerichte kömmt unter Oesterreich. 166 — 171.
— 9. Versuch zur Eroberung des Valtelins. 171 — 177.
— 10. Der Bündner Zwiste mit Tyrol. 177 — 181.
— 11. Ausbruchs des Schwabenkriegs. 181 — 202.
— 12. Anstalten zum Frieden. 202 — 210.
— 13. Bünden erhält das Valtelin u. s. f. 210 — 229.
— 14. Rhätien stärkt sich durch Bündnisse. 229 — 240.

Seite

[illegible] 143 — 146.
[illegible] — 150.
[illegible] — 151.
[illegible] 155 — [illegible]
[illegible] — [illegible]
— 8. [illegible] — [illegible]
— 9. Mittel zur Erziehung des [illegible] [illegible]
— 10. [illegible] [illegible]
— 11. [illegible] [illegible]
— 12. [illegible] [illegible]
— 13. Wilhelm erhält das [illegible] u. s. f. [illegible]
— 14. [illegible] [illegible]

Zschokke, Heinrich, 1771-1848

Die drey ewigen Bünde im hohen Rhätien Historische Skizze

Bd.: 1

Zürich (1798)

Helv. 822-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10454766-2
VD18 11057505-003 VD18 1552700X-001